

# UNGARN

JAHRGANG 1943

MAIHEFT

*JOSEF VENCZEL :*  
**DIE ZUKUNFT DER SZEKLER**

*LADISLAUS GÁLDI :*  
**KOLOZSVÁR UND DIE  
UNGARISCH-RUMÄNISCHEN KULTURBEZIEHUNGEN**

*ANDREAS KOVÁCS :*  
**NEUE UNGARISCHE ERZÄHLER**

*BÉLA GUNDA :*  
**WANDERER KARPATEN-EUROPAS**

*ÁRPÁD MARKÓ :*  
**DIE HANDSCHUHE DER KAISERIN**

•  
**GEDICHTE VON J. BARTALIS UND D. KOSZTOLÁNYI  
KURZGESCHICHTE VON A. MAKKAI**

•  
**BÜCHERSCHAU**

**VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG**

# UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleiter : Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,  
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem  
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt  
bezogen werden

---

## UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

*ANDREAS von TASNÁDI NAGY*, kön. ung. Justizminister a. D.,  
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

*KOLOMAN von SZILY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

*STEFAN von FAY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

*BARON BERTHOLD FEILITZSCH*, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

*ALOIS KOVÁCS*, Staatssekretär a. D.,

*JOSEF STOLPA*, Staatssekretär,

*GYULA von DARÁNYI*, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

*LUDWIG von HUSZOVSKY*, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

*KARL SZANDER*, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SEKRETÄRE i. A. :

*PETER KEMÉNY* und Dr. *WILHELM OLTÍ*

# DIE ZUKUNFT DER SZEKLER

VON JOSEF VENCZEL

Die Mitteilungen über Leiden und Ungemach der Szekler wiederholen von Jahrhundert zu Jahrhundert dasselbe. Es ist z. B. bekannt, daß vor dem ersten Weltkrieg eine besondere Szekler Expositur tätig war, Szekler Kongresse veranstaltet wurden, Hunderte von Abhandlungen sich mit der Szekler Frage befaßt haben und dennoch steht die Lage heute so, daß die Szekler Frage das gegenwärtige Ungartum zu beantworten hat. Diese Antwort aber muß nun so beschaffen sein, daß durch sie der Kern der Frage auch gelöst werde.

Dies ist keineswegs eine leichte Aufgabe. Schon darum nicht, weil selbst die Orientierung über den Problemenkreis, der hier einer Lösung harrt, über die Fragen des Szekler Volksüberschusses und des Szekler Lebensraumes ziemlich verwickelt ist.

Es ist bekannt, daß das Szeklerland eines der Gebiete Ungarns ist, wo die Volksvermehrung am stärksten ist. Im Durchschnitt der letzten sechzig Jahre betrug die Geburtenziffer rund 34 v. T., die Sterblichkeitsziffer 25 v. T. und die der natürlichen Vermehrung 9—10 v. T. Das allgemeine Bild der Szekler Volksbewegung ist sowohl hinsichtlich der Geburte als auch der natürlichen Vermehrung erfreulicher, als der im engeren Ungarn in derselben Zeitspanne und auch hinsichtlich der Sterblichkeitsziffer besteht zwischen dem engeren Ungarn und dem Szeklerboden nur ein verschwindend geringer Unterschied. Auch heute steht das Szeklerland mit seiner Volksvermehrung von 10, 8 v. T. im vergrößerten Ungarn an erster Stelle, da der ungarische Landesdurchschnitt der natürlichen Vermehrung im Jahre 1941 nur 6,4 v. T. erreichte.

Diese erfreuliche Volksbewegung hat jedoch auch eine Schattenseite, wenn auch nicht aus dem Blickpunkt der Volksbewegung, sondern aus nationalpolitischen Belangen. Verfolgen wir nämlich die Angaben der Volkszählungen seit dem Jahre 1880, so sehen wir, daß sich das auf dem Szeklerboden lebende Ungartum seitdem um 145.000 Seelen vermehrte, was nur einer jährlichen Vermehrung von 5 v. T. entspricht. Wir haben jedoch gesagt, daß das Szeklertum sich in dieser Zeit im Jahresdurchschnitt um 9—10 v. T. vermehrte. Es zeigt sich also ein Mangel von 5 v. T.; dies ist die gewisse Schattenseite, denn dieser Unterschied ist nicht unbedeutend. Betrachten wir nur die Komitate Csík, Háromszék und Udvarhely, so beträgt der Unterschied in den angeführten sechs Jahrzehnten 101.789 Seelen, und dies sind 29,6 v. H. der als Ausgangspunkt dienenden Volkszahl vom Jahre 1880 (343.373). Der jährliche Mangel von 5 v. T. in diesen sechs Jahrzehnten beträgt somit fast ein Drittel der Volkszahl. Da sich diese Differenz von Jahr zu Jahr vergrößert, dürfen wir wohl sagen, daß das Szeklertum umsonst eine erfreuliche natürliche Vermehrung zeigt, da es sich nicht für sich vermehrte: irgendwo zerbröckelt das, was es hervorbringt.

Zwischen den Jahren 1881 und 1890 verließen 21.879 Seelen ihren Geburtsort, zwischen 1891 und 1900 12.006, zwischen 1901 und 1913 13.352; von dieser Zeit an kennen wir bereits auch die Richtung der Auswanderung: nach Amerika wanderten 6753, nach Rumänien 8599 Seelen aus.

Wir wiederholen, daß es sich bei der Auswanderung der Szekler nicht um unbedeutende Massen handelt. Die Zahl der vor dem ersten Weltkrieg Ausgewanderten können wir auf etwa 60.000 schätzen; noch größer ist die Zahl der während der Rumänenherrschaft verstreuten Bevölkerung, die wir mit 80.000 annehmen können. Diese 140.000 Seelen aber sind viel mehr, als die ungarische Bevölkerung eines der Szekler Komitate. In sechs Jahrzehnten verlor somit der Szekler Volksstamm ein Viertel seines Bestandes, da die ausgewanderten Massen für die ungarische nationale Gemeinschaft zu ihrem größten Teil in der Tat verloren gingen, teils in den von Ungarn weit entfernt liegenden Ländern Amerikas, teils im fremden Völkermeer Altrumäniens.

Das Besorgniserregende an diesem Prozeß ist, daß sich niemand fand, der ihn aufgehalten oder eingedämmt hätte, da niemand die wirklichen Ursachen der Erscheinung erkannte. Im allgemeinen leugnete man die einfache Tatsache, oder ließ sie unbeachtet, die wir heute als Entstehungsursache der Erscheinung kennen, daß nämlich die Auswanderung auf die Übervölkerung des Szeklerlandes zurückzuführen ist.

Noch vor nicht allzulanger Zeit wurde behauptet, daß das Szeklerland nicht übervölkert ist, da seine Volksdichte in Ungarn fast die kleinste ist. Diese Erforscher der Szekler Volksdichte hatten insoferne recht, als die Volksdichteziffer des Szeklerlandes (nach dem Quadratkilometer 36—37 Seelen) neben denen in Siebenbürgen und dem engeren Ungarn in der Tat als klein bezeichnet werden kann. Fraglos ist dagegen, daß eine aus Tälern und Ebenen zusammengesetzte Landschaft nicht in gleichem Masse Lebensbedingungen sichert, wie ein Alpengebiet, selbst dann, wenn diese Alpen nicht nur aus Felsen, sondern auch aus Wäldern und Weiden bestehen. Dieser Gegensatz in den Möglichkeiten des Lebensunterhaltes zwischen Alpenlandschaft und Ebene wird wohl auch dem Laien auffallen und gewiß wird er richtig antworten, wenn er sagt, daß zwischen Boden und Boden vom Gesichtspunkt des Lebensunterhaltes aus ein beträchtlicher Unterschied vorhanden ist. Ist somit ein Unterschied gegeben, so darf die Volksdichte nicht in der Weise in Betracht gezogen werden, daß man das fragliche Gebiet einfach mit der Anzahl der darauf lebenden Menschen vergleicht. Auch darauf muß geachtet werden, daß Gebiete, die zu verschiedenen Bewirtschaftungsgruppen gehören, nicht die gleiche Masse der Bevölkerung erhalten können, ferner, daß vom Gesichtspunkt der Volks-erhaltung aus der Boden im Komitat Csík einen anderen Wert hat, als der von Maros-Torda, Kolozs und wieder einen anderen der von Bihar und der Batschka. Bevor wir daher das Gebiet mit der Zahl der darauf lebenden Bevölkerung vergleichen, haben wir die Unterschiede in Betracht zu ziehen, die sich zwischen den verschiedenen Bewirtschaftungsmöglichkeiten zeigen und auch die Unterschiede müssen wir beseitigen, die sich zwischen dem verschiedenen Boden verschiedener Gebiete ergeben.

Das Ergebnis im Zusammenhang mit dem Szeklerland wird sein (die Berechnungen kann jeder in meinem Aufsatz in ungarischer Sprache

»Der Szekler Volksüberschuß« in der Zeitschrift »Hitel«, April 1942 nachlesen), daß die Volksdichte schon nach der ersten Berechnung, nachdem wir die Unterschiede zwischen den einzelnen Bewirtschaftungszweigen beseitigt haben, auf 100 Katastraljoch nicht 17, sondern zweimal so viel: 34,1 beträgt. Wenn wir nun auch das zweite Verfahren durchführen, steigt die Bevölkerungsdichte noch weiter; wir können feststellen, daß die tatsächliche Volksdichte des Szeklerlandes nicht 17, auch nicht 34,1, sondern 46,2 Seelen auf 100 Katastraljoch erreicht. Dies ist bedeutend höher, als die siebenbürgische Volksdichte oder die im engeren Ungarn, da in Siebenbürgen auf 100 Katastraljoch 36,5, im Landesdurchschnitt aber 35,2 Seelen entfallen.

Die Auswanderung der Szekler folgt aus dieser bisher nicht anerkannten Tatsache. Sie erfolgt von Jahr zu Jahr, da im Szeklerland viel mehr Menschen leben, als dieser Boden erhalten kann und da sich die Bevölkerung — obwohl sie die Überfüllung am eigenen Leibe fühlt — immerhin kräftig vermehrt. Daher entsteht zeitweise eine Spannung im Szeklertum und der unüberwindliche innere Druck preßt eine gewisse Anzahl von Menschen durch die Tore hinaus, die sich zwischen Szeklerland und anderen Landschaften öffnen. Diese hinausgepreßte Menschenmenge betrug — wie wir bereits gesagt haben — in den in Frage kommenden sechzig Jahren 140.000, d. h. die ganze Bevölkerung eines Szekler Komitates. Wie viele aber gibt es noch unter den Heimgebliebenen, die überflüssig, überzählig sind! Das Szeklerland vermag bei normalen Verhältnissen nur 300.000 Seelen Lebensunterhalt zu bieten, trotzdem leben dort 400.000 Ungarn. Also nicht nur die ausgewanderten 140.000 Seelen zeigen die Übervölkerung des Szeklerlandes, sondern auch die Hunderttausend, die in ihrer Heimat verblieben und dort darben. Es gibt hier nicht nur einen beweglichen, sondern auch einen stehenden Volksüberschuß. Dies also ist wohl ein hinreichender Beweis dafür, daß das Szeklerland heute keinen entsprechend großen Lebensraum für das Szeklertum bietet.

Was wir weiter zu sagen haben, knüpfen wir dieser Tatsache an. Wir wiederholen: das Szeklerland vermag bei normalen Verhältnissen in der Landwirtschaft nur 300.000 Seelen zu erhalten. Dagegen leben dort, das Rumänentum inbegriffen, 500.000 Seelen. Das Szeklerland bildet somit nur 60 v. H. des Lebensraumes, den die auf diesem Boden lebende Bevölkerung nötig hätte.

Die Frage ist, wie dieser Mangel ersetzt werden kann, denn darin ist die Lösung des Szekler Volksbewegungsproblems enthalten.

Diesem Mangel kann auf zwei Wegen abgeholfen, der Lebensraum in zwei Richtungen vergrößert werden: vertikal und horizontal.

Eine senkrechte oder vertikale Ausdehnung des Lebensraumes bedeutet, daß der vorhandene Boden qualitativ, vom Gesichtspunkt der Rentabilität aus bewirtschaftet, d. h. gesichert wird, damit auf kleinerem Gebiet mehr Menschen ihren Lebensunterhalt finden mögen.

Dazu gibt es wieder zwei Wege. Man kann auf der einen Seite die landwirtschaftliche, auf der anderen die industrielle Rentabilität des Gebietes steigern.

Auf der landwirtschaftlichen Linie können wir sagen: damit das Szeklerland wenigstens den stehenden Volksüberschuß binden könne,

ist ein Eingriff in Landwirtschaft, Viehzucht und Forstwirtschaft nötig, der die Rentabilität der Ackerböden um 27 v. H., der Wiesen um 38 v. H., der Weiden um 184 v. H. und der Wälder um 305 v. H. erhöhen soll. Theoretisch ist dies wohl denkbar. Alles hängt davon ab, ob die Voraussetzungen eines so tiefdringenden Eingriffes gegeben sind; ob sich eben der Boden unter den einzelnen Besitztypen und Wirtschaften so verteilt, daß die Erzeugungsintensität erhöht werden kann, ob die Dörfer auf dem als Lebensraum dienenden Gebiet zweckmäßig verteilt sind und ob auch das innere Verkehrsnetz genügend dicht und entsprechend gegliedert ist?

In dieser Hinsicht können wir leider nicht viel Gutes sagen. Die Besitztypen sind die Ergebnisse einer denkbar ungesundesten Entwicklung. Wie in Siebenbürgen im allgemeinen, sind sie unermesslich zerstückelt, so daß heute auf jeden einzelnen Urproduzenten statt der zum Lebensunterhalt notwendigen zwei Katastraljoch nur ein Katastraljoch landwirtschaftlicher Boden entfällt; auch dieser Zwergbesitz verteilt sich auf mehrere Stellen der ausgebreiteten Gemeindegemarkung. Bezüglich der räumlichen Verteilung der Dörfer finden wir gleichfalls keine beruhigende Lage. Die Szekler Dörfer massieren sich in den Tälern; auf diese Weise werden in den Alpentteilen des Lebensraumes allmählich jene die Herren, die auf den Alpen leben, wie z. B. am Ostrand des Komitates Csík, im Nordteil des Komitates Maros-Torda und im Südgebiet des Komitates Háromszék. Das innere Verkehrsnetz aber ist katastrophal schlecht. Denn was nützt eine einzige durchgehende Eisenbahnlinie, wenn der Großteil der produktiven Gebiete, vor allem die Alpenlandschaft aus dem Bereich dieser Linie herausfällt, da diese Landesteile weder durch Industriebahnen, noch durch entsprechende Straßen mit der Hauptlinie der Eisenbahn verbunden sind. Kann hier von menschlichen Siedlungen, größer angelegter Holzindustrie und Bergbau gesprochen werden, solange der Zugang zu diesen Gebieten im allgemeinen eine lebensgefährliche Unternehmung und nur in gewissen Jahresabschnitten möglich ist?

Kann aber unter diesen Umständen überhaupt von einer vertikalen Ausdehnung des Szekler Lebensraumes auf landwirtschaftlicher Linie gesprochen werden?

Die Antwort ist klar. Nur in dem Falle, wenn sich diese Verhältnisse ändern. Damit die Betriebstypen gesunder werden und den Grundsätzen einer zeitgemäßen Bewirtschaftung und Viehzucht mehr entsprechen, ist ein kräftiger Eingriff nötig: Lichtung der landwirtschaftlichen Bevölkerung, Zusammenschweißung von zerbröckelten Besitzen, Flurabgrenzung und Geltendmachung der neuen Betriebsgrundsätze. Dazu aber, daß die Almbewirtschaftung intensiv werde, ist die Bildung neuer Dörfer, Alpensiedlungen und im allgemeinen die Schaffung von zeitgemäßen Voraussetzungen der Alpenviehzucht erforderlich. Schließlich ist die unumgängliche Vorbedingung einer intensiveren Forstbewirtschaftung, einer größer angelegten Holzindustrie und des viele Möglichkeiten bietenden Bergbaus ein dichtes und gutes Verkehrsnetz.

Allein selbst bei der Verwirklichung sämtlicher Voraussetzungen ist es zweifelhaft, ob die vertikale Ausdehnung des Szekler landwirtschaftlichen Lebensraumes die großzügige Vergrößerung des ganzen Lebens-

raumes erbringt, deren das Szeklertum letzten Endes bedarf. Es muß eben auch der Umstand in Betracht gezogen werden, daß das Szeklertum sich in zehn Jahren um 10 v. T. vermehren und in einem Jahrzehnt um etwa 40.000 Seelen stärker sein wird. Diese ständige Bevölkerungszunahme wird gewiß den größeren Teil des Raumes ausfüllen, der sich im Szeklerland infolge der geschilderten Veränderungen als neuer Lebensraum ergeben wird. Was aber geschieht mit der Bevölkerung, die den landwirtschaftlichen Betrieben entzogen werden muß, um ihre gesunde Reform durchführen zu können?

Der erste sinngemäße Vorschlag in dieser Richtung ist zweifellos der, daß der Szekler Lebensraum in vertikaler Richtung nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in Industrie und Handel ausgedehnt werden soll. Das Szeklerland muß elektrifiziert, Fabriken müssen errichtet werden, es muß organisch in das Handelsnetz Ungarns eingeschaltet und natürlich auch alles aufgeboten werden, damit ein Teil der Szekler mit seiner bisherigen landwirtschaftlichen Lebensform breche und sich auf Gewerbe und Handel umstelle.

Es steht außer Frage, daß dieser Vorschlag von großer Bedeutung und voll Möglichkeiten ist. Allerdings ist im Zusammenhang mit dem Szekler Volksüberschuß auch die Tatsache in Betracht zu ziehen, daß wir diesen nicht aus der gesamten Bevölkerung, sondern nur aus dem landwirtschaftlichen Teil ermittelt haben. Im Szeklerland aber leben neben den Urproduzenten 120.000 Ungarn, deren Lebensquelle eben die hier in Rede stehenden Industrie, Bergbau und Handel sind. Natürlich betrifft der Industrialisierungsprozeß vor allem diesen Teil der Bevölkerung, zunächst ihre Konkurrenzfähigkeit, ihr Lebensstand werden erhöht. Indessen muß auch in Betracht gezogen werden, daß die Anziehungskraft der Industrie nicht regulierbar ist; und aus der jüngsten Vergangenheit des Szeklertums wissen wir, was dieses Volk während der Industrialisierungs- und Verbürgerungsaktionen um die Jahrhundertwende in volklicher Hinsicht verloren hat. Schließlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß die Voraussetzung der Industrialisierung eine Verkehrsverbindung des Szeklerlandes mit der Außenwelt ist, damit auf diese Weise sein keinen Augenblick außer Acht zu lassender Randcharakter und seine peripheriale Lage im Zusammenhang mit der Industrialisierung wenigstens zum Teil ausgeschaltet werden. Auch auf diese Weise wird aus dem Szeklerland kein Transdanubien, ja selbst eine Umgestaltung ist kaum denkbar, die es dem südlichen Sachsenboden ähnlich machen würde. Nicht nur, weil die Überlieferungen der Industrialisierung fehlen, sondern vor allem, weil seine Lage wirtschaftsgeographisch ungünstig ist. Es ist kein Torgebiet. Keine wirtschaftlichen Kraftlinien führen über das Land, wie z. B. über Transdanubien oder über den benachbarten südlichen Lebensraum des Sachsentums.

So viel wir auch von der erwähnten vertikalen Ausdehnung des Szekler Lebensraumes erhoffen, auf Grund unserer Erörterungen können wir doch nicht erwarten, daß der ganze Szekler Volksüberschuß, die beweglichen und stehenden Massen, auf diesem Wege gebunden werden können. Daher ist auch eine horizontale Ausdehnung des Szekler Lebensraumes erforderlich und wird stets erforderlich sein, bis die Frage nicht ihre end-

2gültige Lösung findet. Nicht nur der heutige Lebensraum muß qualitativ ausgeweitet, auch eine neue Landnahme des Szeklertums muß gefördert werden; das Szeklerland ist auch dem Gebiete nach auszuweiten, dem Raum nach zu vergrößern. Wir wissen, in welchem Masse; so weit, daß wenigstens 150.000 Menschen innerhalb der heutigen Grenzen ihren Lebensunterhalt finden. Selbst die Richtung ist klar erkennbar. Gegen Osten kann sich der Szekler Lebensraum nicht ausweiten, da dort Grenzgebirge im Wege stehen. Auch gegen Südwesten nicht, da im Burzenland und im Tal der Nagyküküllő der Lebensraum des südlichen Sachsentums liegt. Ebenso gegen Norden nicht, weil dort die Kelemen-Alpen eine Grenze ziehen; aber auch gegen Nordwesten nicht, weil dort die Hügellandschaft von Teke und das Sajótal zum großen Teil wieder sächsischer Lebensraum sind. Dem Szeklertum bleibt nur die Westlinie: das Tal der Kisküküllő, der Maros und der südliche Teil des sog. Mezőség. Dieses Gebiet aber ist auch entsprechend, es eignet sich zur Erhaltung von 250.000 Menschen. Gegenwärtig leben dort 75.000 ungarische Bauer, aber es gibt noch Raum für 150.000 überschüssige Szekler.

Unsere Gedankengänge gleichen in manchem denen des Führers eines Nomadenvolkes. Auch er hat bei seinen Planungen weder dividiert, noch multipliziert. Er suchte Boden und fand diesen auch in allen Fällen.

Heute befindet sich das Szeklertum in keiner günstigeren Lage, als die Völker, die einst durch den drückenden Zwang des engen Raumes in Bewegung gesetzt wurden, oder — um bei unserer Zeit zu bleiben — als das deutsche Volk, das durch den Zwang des engen Raumes vor kurzem aufbrach. Die erwähnten 100.000 Szekler werden ihre Lage nicht mehr lange ertragen können. Früher oder später werden auch sie in Bewegung geraten ausschwärmen, um neuen Raum zu finden.

Das Wesen der Szekler Frage besteht somit darin, daß Richtung, Zeit und Art dieses Ausschwärmens rechtzeitig bestimmt werden.

# KOLOZSVÁR UND DIE UNGARISCH-RUMÄNISCHEN KULTURBEZIEHUNGEN

VON LADISLAUS GÁLDI

Als Gregor Moldován, Professor für rumänische Literaturgeschichte an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), vor mehr als fünfzig Jahren den Einfluß der ungarischen Reformation auf die Rumänen in der Zeitschrift »Budapesti Szemle« (Bd. 63) untersuchte, faßte er seine Ergebnisse in folgenden Worten zusammen: »Es ist nicht zu leugnen, daß den Rumänen in diesen Jahrhunderten eine ungarische Fackel leuchtete. Der ungarische Einfluß wies ihrer Sprache und ihrem Schrifttum die Richtung, all dies steht fest; wer aber diese Tatsache nicht anerkennt, handelt gegen seine beste Überzeugung.«

Ein halbes Jahrhundert verging, seitdem diese Worte ausgesprochen worden sind, in dieser Zeit aber ging die Behauptung, daß der Buchdruck in rumänischer Sprache in Siebenbürgen, auf ungarische und sächsische Anregungen seinen Anfang genommen hat und daß die Veröffentlichungen, die sich die Aufklärung des Volkes zum Ziel setzten, von den ungarischen Fürsten und Adeligen Siebenbürgens opferwillig unterstützt wurden, völlig in die öffentliche Meinung der ungarischen Wissenschaft ein. Diese Tatsache, die von einer ganzen Reihe zeitgenössischer Äußerungen bezeugt wird, ist heute bereits so allgemein bekannt, daß auch die rumänische Geschichtsschreibung gezwungen war, sie in ihrem vollen Umfang anzuerkennen. Die einschlägigen ungarischen und rumänischen Ergebnisse wurden unlängst von einem Forscher in Kolozsvár, Stefan Juhász zusammengefaßt, der die bisherigen Feststellungen und Einzelangaben in einen sorgfältig gezeichneten, festen kirchengeschichtlichen Rahmen einfügte.

Trotz dieser Untersuchungen wurde der Umstand nicht deutlich genug hervorgehoben, daß der ungarische Einfluß, durch den die rumänische Schriftlichkeit ihren Anfang nahm, bereits im 16. Jahrhundert nicht nur im südlichen Siebenbürgen, im Dreieck zwischen Gyulafehérvár (Karlsburg), Brassó (Kronstadt) und Szászváros (Broos) hervortrat, sondern daß an der weiteren Ausstrahlung der ungarischen Kultur, die stets eine besondere europäische Mission Siebenbürgens war, auch die Stadt Kolozsvár selbst bedeutsamen Anteil hatte. Diese Stadt, »Transsylvaniae civitas primaria«, bewahrte auch in der Zeit der Fürsten den Glanz und Ruhm, die ihr von ihrem großen Sohn, König Matthias verliehen wurden, und konnte sich von der Mitte des 16. Jahrhunderts an auch eines weit und breit berühmten, hervorragenden Buchdruckers rühmen. Dieser war Caspar Heltai, einer der unermüdlichsten geistigen Vorkämpfer der ungarischen Reformation, dessen Tätigkeit als Verleger und Schriftsteller einige bedeutsame Kulturdokumente des historischen Ungarn, wie das »Regestrum Varadiense« und die Chronik von Bonfini, in der die Überlieferung der ungarischen Chroniken in einer feierlichen livianischen Form bearbeitet wurde, gleichsam in die Zeit der Fürsten hinüberrettete. Heltai nahm

naturgemäß auch an den politischen Bewegungen seiner Zeit teil : in seinem Verlag erschien die Geschichtensammlung des berühmtesten Wandsängers Sebastian Tinódi, wie auch die Reimchroniken anderer Verfasser, so die von Andreas Valkai und Ambrosius Göröcsöni. Er konnte es wohl kaum ahnen, daß diese Werke einst auch als Quellen für die ungarisch-rumänischen geschichtlichen Beziehungen gelten werden, u. zw. mit Recht, da z. B. Ambrosius Göröcsöni den Feldzug des Königs Matthias nach der Moldau in fesselnden Versen geschildert hat. Das damalige Rumänentum kam jedoch selbst mit diesen populärsten Gattungen der ungarischen Dichtung nicht in Berührung ; auch die bekannte Tätigkeit Heltais als Fabeldichter konnte keinen Einfluß ausüben, da diese weltlichen Gattungen noch zu hoch über der damaligen Rückständigkeit und Ungebildetheit der siebenbürgischen Rumänen standen. Die mit ungarischer Unterstützung beginnende Herausgabe rumänischer Bücher war damals, nach mittelalterlicher Art, noch vollkommen religiös ausgerichtet und auch die reiche und vielseitige Tätigkeit Heltais konnte daher in rumänischer Beziehung nur im Kirchenwesen Folgen haben ; so das von Coresi herausgegebene, 1564 in Kronstadt erschienene Agendenbuch, eine Übersetzung der Agenden Heltais, und besonders das Brooser Alte Testament, das 1582 erschienene »Palia«, dessen Quelle zweifellos das 1551 in Kolozsvár herausgegebene Alte Testament Heltais ist. Diese unter Mitwirkung südsiebenbürgischer rumänischer Geistlicher verfertigte rumänische Bibelübersetzung war die erste Unternehmung von rumänischer Seite, die mit einer gewissen philologischen Sorgfalt ausgeführt wurde ; wir dürfen daher mit Recht behaupten, daß durch die sorgfältige Vermittlung Heltais der Geist der ungarischen Exegetik auch zu den Rumänen gelangte und die Alleinherrschaft des bei ihnen bis dahin ausschließlichen byzantino-slawischen Kulturkreises brach. Wie die Agenden Heltais den orientalischen Formalismus der rumänischen Orthodoxie durch einen innig empfundenen religiösen und menschlichen Inhalt zu erneuern trachteten, so wurde nun auch die Bibel von Heltais zu einem Fenster für das Rumänentum, durch das es nach dem wissenschaftlichen Leben des Abendlandes auszublicken vermochte.

Indessen blieben auch die weltlichen Druckwerke von Kolozsvár nicht völlig wirkungslos. Allerdings findet man ihre Spuren weniger in Siebenbürgen, als eher in der Moldau. In Kolozsvár erschien im Jahre 1584 ein staatswissenschaftlicher Aufsatz, »De administratione Transsylvaniae dialogus«, von Wolfgang Kovacsóczy, dem tragisch gestorbenen Kanzler Siebenbürgens, aus dem eine Bemerkung über die Ähnlichkeit der rumänischen und der italienischen Sprache im 17. Jahrhundert in ein Werk von L. Töppelt (Toppeltinus) übernommen wurde, die dann auch Miron Costin, der namhafte Chronist der Moldau, der wiederholt auch am Hofe des siebenbürgischen Fürsten Michael Apafi verkehrte, anführte. Später schenkte dieser Bemerkung auf Grund von Miron Costin auch die ersten rumänischen Historiographen Siebenbürgens im 18. Jahrhundert besondere Aufmerksamkeit ; so kam schließlich die Behauptung Kovacsóczys auch in das Vorwort des in Buda (Ofen) erschienenen, ersten gedruckten rumänischen Wörterbuches, des »Lexicon Budense« :

»Covacius observavit, vernaculum istorum Valachorum sermonem plus fere in se habere Romani et Latini sermonis, quam praesens Italarum lingua.«

Gleichfalls im 16. Jahrhundert ist noch eine beachtenswerte kulturelle Beziehung zwischen Kolozsvár und der Moldau zu erwähnen. Ein Jahr nach dem Erscheinen des Werkes von Kovacsóczy ließ Marcello Squarcialupi, der italienische Hofarzt des siebenbürgischen Fürsten, eines seiner Werke in lateinischer Sprache gleichfalls in Kolozsvár erscheinen («*De fontium et fluviorum origine*»), das er Peter Cercel, einem nach Siebenbürgen geflüchteten Fürsten von Moldau gewidmet hatte. Eine ähnliche, kennzeichnend humanistische Beziehung wird später zwischen dem ersten Phanariotenfürsten der Walachei und einem hervorragenden siebenbürgischen Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts angeknüpft: der in Padua ausgebildete Nikolaus Mavrokordat, der sich die italienische Kultur angeeignet hatte, sendet seine in Siebenbürgen entstandene Cicero-Übersetzung 1720 an Samuel Köleséri den Jüngeren.

Auch der Protestantismus von Kolozsvár im 17. Jahrhundert besaß eine große Persönlichkeit, deren Lebenswerk auf die rumänische Kultur fördernd einwirkte; dies war Albert Molnár von Szencz, der nach seinem wechselvollen Leben in Kolozsvár einen Zufluchtsort und seine ewige Ruhestätte fand. Seine Tätigkeit hatte zwei bedeutsame Ergebnisse: seine Psalmenübersetzung nach französischen Vorbildern und sein lateinisches Wörterbuch, das jahrhundertlang in Gebrauch blieb. Die vollständige rumänische Übersetzung seiner Psalmen wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Johann Viski, einem Prediger in Boldogfalva verfertigt, und wahrscheinlich wurde auch ein anderer Schriftsteller, der Kronstädter Theodor Corbea durch dieselbe ungarische Übersetzung dazu angeregt, die Psalmen — unabhängig von der Übersetzung des moldauischen Metropolitens Dosoftei — gleichfalls in Versen zu bearbeiten. Die Gestalt und kulturgeschichtliche Bedeutung Corbeas wurde erst durch die Forschung der letzten Jahre in richtiges Licht gerückt: heute darf wohl bereits als feststehend angenommen werden, daß dieser Kronstädter orthodoxe Rumäne, der seine Studien zum Teil in Kiew, im dortigen berühmten Priesterseminar absolvierte, in Siebenbürgen sich auch eine gewisse ungarische und lateinische Bildung angeeignet hatte, also auf eine damals recht seltene Art, in gleicher Weise nach dem Orient und dem Abendlande auszublicken vermochte. Gewiß gelangte er durch diese vielseitige Orientierung auch an den Hof des walachischen Woiwoden Konstantin Brâncoveanu, wo er mit den Geschäften des lateinischen Kanzlers betraut wurde. Während seiner Tätigkeit konnte Corbea das Fehlen eines guten lateinisch-rumänischen Wörterbuches empfinden und gewiß kam er auf diesem Wege auf den Gedanken, die Ausgabe des berühmten Wörterbuches von Molnár vom Jahre 1621 zu übersetzen, aus dem in Ungarn und auch in Siebenbürgen so viele Generationen lateinisch lernten. Wir sehen daher, daß es bereits um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts als seltene Ausnahme einen gebildeten Rumänen gab, der in der Gestalt Molnárs den Dichter und den Philologen gleicherweise zu schätzen wußte.

Damit sind wir jedoch an der Grenze einer neuen Zeit, bei den Jahren um 1700 angelangt. Gleich die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts bedeuten — auch für Kolozsvár — einen Grenzstein: 1702 erschien in der Stadt Leopolds Dekret über die Union der Rumänen, 1703 aber ein anderes Büchlein, die zweite rumänische Ausgabe des Katechismus von Peter

Canisius mit ungarischer Rechtschreibung, in der Übersetzung von Georg Buitul. Dieses Buch wurde bereits in der Druckerei der nach Siebenbürgen zurückgekehrten Jesuiten verfertigt.

Der Katechismus von Buitul wies geradezu die Richtung nach einem der wichtigsten Gebiete in der Missionsarbeit der Jesuiten. Diese boten alles auf, um sich durch ihre kulturelle Tätigkeit in die eigenartigen siebenbürgischen Überlieferungen einzugliedern; eine dieser erforderte, daß sie die höhere Kultur des Ungartums an die auf niedrigerem Bildungsstand stehenden Nationalitäten weiterleiten. Ihre Bemühungen waren bald von Erfolg: an der jesuitischen Hochschule von Kolozsvár erwarben sich bald zahlreiche junge Rumänen höhere Kenntnisse, von denen einige, — wie schon im 17. Jahrhundert der mit ungarischer Unterstützung in Rom ausgebildete Gabriel Ivul, der an der theologischen Hochschule von Kassa tätig war und über König Ladislaus den Heiligen eine hagiographische Biographie schrieb — auch Professoren in Kolozsvár wurden. Einer von diesen ist z. B. Ladislaus Dobra, der die Poesie mit einem so großen Erfolg vortrug, daß er von seinen Schülern mit einem Gedichtkranz, »Oliva pacis«, begrüßt wurde. Zur gleichen Zeit bemühten sich mehrere Jesuiten in Kolozsvár sich so sehr den siebenbürgischen gelehrten geschichtlichen Voraussetzungen anzupassen, daß z. B. Franz Fasching, Johann Fridvalzky, die Erforscher des antiken Siebenbürgens, unmittelbar in die Spuren Stefan Szamosközys, des ersten siebenbürgischen Archäologen traten. In ihren Werken klassischen Gegenstandes wurden natürlich auch die Rumänen eingehend behandelt und so ist es zu erklären, daß diese Veröffentlichungen der Jesuiten von ihren gewesenen Schülern, den rumänischen Adligen Siebenbürgens gerne durch Subskription erworben wurden. Bereits unter den Subskribenten des Werkes von Fasching findet sich ein »Nobilis Transilvanus Valachus Szászsebesiensis« und ein Subskribent des Geschichtswerkes »Magni Manes Transsylvaniae Principum« ist »Petrus Sebesi, Valachus Sebesiensis«. Wie mannigfaltig, wie bunt war das wissenschaftliche Material in lateinischer Sprache, das auf diese Weise aus der Druckerei der Jesuiten in Kolozsvár zu den Rumänen kam! Außer religiösen Werken findet man eine Studie über die Seelenwanderung — einer ihrer Subskribenten ist »Gabriel Simon, Nobilis Valachus Coronensis«, — eine barocke Preisschrift an die Grafen Haller, die von einem rumänischen Adligen aus Fogaras erworben wird, eine Zusammenfassung über die Geschichte der jesuitischen Hochschule von Kolozsvár, eine Lobschrift über die Taten Eugens von Savoyen, eine auserlesene Elegiensammlung, einen Traktat über Trigonometrie, eine Abhandlung über die Kriegstaten von Gottfried Bouillon, ein juristisches Handbuch und zahlreiche andere Werke. Die Subskribenten stammen meist aus Südsiebenbürgen; es wiederholt sich somit die weitreichende Ausstrahlung der Kultur Kolozsvárs, die wir im 16. Jahrhundert in dem Widerhall Kaspar Heltais gesehen haben.

Das von den Jesuiten herausgegebene Büchermaterial war ebenso bunt, wie die Bühne des barocken Schuldramas: diese Werke vermittelten in der Tat eine enzyklopädische Bildung zu einer Zeit, als jenseits der Karpaten kaum noch Schulen bestanden haben. Indessen sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus diesem bunten Wirrwarr bereits deutlich erkennbare Leit motive herauszuhören: unter den Rumänen

erwecken in erster Linie jene Werke dauernden Widerhall, die die ungarländischen Geschehnisse und die lateinische Abstammung des Rumänentums behandeln. Bekannt ist, daß die Rumänen in ihrer scheinhistorischen Beweisführung um die These der Kontinuität die große Entdeckung des 18. Jahrhunderts, die Chronik des Anonymus (des Hofnotars von König Béla III), für den schlagendsten Beleg hielten. Die Chronik des Anonymus wäre jedoch kaum so allgemein bekannt geworden, wenn sie nicht bereits ein Jahr nach der Wiener Ausgabe (1746) von der Druckerei der Jesuiten in Kolozsvár von neuem herausgegeben worden wäre.

Die Überlieferungen der Jesuiten übernahmen nach der Auflösung ihres Ordens die Piaristen; in ihrer Schule wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei solche geistigen Führer des siebenbürgischen Rumänentums ausgebildet, wie Georg Sinkai und Peter Major. Sinkai erkannte aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in Kolozsvár die Wahrheit, daß das reichste Material zur Erkenntnis der rumänischen Vergangenheit die ungarischen Quellen liefern. In seinem großen Werk, in der Chronik, und noch mehr in seiner handschriftlichen Quellensammlung, der »Summaria Collectio«, beruft er sich oft auf die wissenschaftlichen Werke der geistlichen Professoren in Kolozsvár, besonders auf die von Fasching, Andreas Illia, Emmerich Kelcz und Fridvalszky. Daß Sinkai der erste eigentliche Materialsammler der rumänischen Geschichtswissenschaft geworden ist, kann keinem Zufall zugeschrieben werden, da er in Kolozsvár die Überlieferungen kennenlernen konnte, die von Stefan Kaprinai, einem der eifrigsten Sammler der auf ungarische Geschichte bezüglichen Belege eingeführt wurden. Als eine bisher unbekannt Einzelheit mag erwähnt werden, daß Sinkai, als er während seines Aufenthalts in Rom mit einem seiner siebenbürgischen Priesterkollegen für den Kardinal Stefano Borgia eine kleine Sammlung aus dem Inschriftenmaterial des antiken Dazien zusammenstellte, dabei die Werke von Szamosközy und Fridvalszky heranzog, die er gewiß auch in den Bibliotheken Roms vorfand. Die Anfänge der humanistischen Kultur der Rumänen sind somit von Kolozsvár untrennbar und die erzieherische Bedeutung der ungarischen Hochschule wurde auch von Georg Lázár — beinahe unfreiwillig — hervorgehoben, der gleichfalls in Kolozsvár studierte und die erste Bukarester Schule von höheren Ansprüchen nach dem Vorbild seiner einstigen »alma mater«, der Piaristenschule in Kolozsvár ausbaute.

Indessen behauptete sich in der Wissenschaft Kolozsvárs stets ein gewisser weiser Realismus: sie erstarrte nicht in veralteten Traditionen, sondern trug immer den Anforderungen der Fortschritte in Leben und Wissenschaft Rechnung. Als ein deutscher Gelehrter, Sulzer, gegen Ende des 18. Jahrhunderts seine Ansichten über die balkanische Herkunft der Rumänen darlegte, fand diese bedeutsame Eröffnung gleichfalls in Kolozsvár den größten Anklang: hier gab Karl Josef Eder die mit geistvollen Anmerkungen begleitete Ausgabe des »Supplex Libellus« heraus (1791), die die Beweisführung der Rumänen gleichsam vernichtete und auch der erste ungarische Gegner der Kontinuitätstheorie war ein Piarist von Kolozsvár, Martin Bolla. Es ist tief zu bedauern, daß sein Werk über die Rumänen erst nach hundert Jahren im Druck erscheinen konnte.

Durch all dies wird hinlänglich bezeugt, daß das heutige Siebenbürger Wissenschaftliche Institut auch besonderen Überlieferungen von Kolozsvár folgt, indem es zu einem seiner Ziele die endgültige Erforschung der antiken Vergangenheit Siebenbürgens und der Abstammung der Rumänen gesteckt hat. Die heutigen Forscher können den Geist von Fasching, Fridvalszky und Bolla fördernd um sich fühlen.

Doch kehren wir nun zu unserem historischen Überblick zurück. Zur Zeit, als gerade Gelehrte von Kolozsvár begonnen hatten, auch in der Abstammungsfrage der Rumänen eine mehr geklärte Auffassung zu verkünden, wirkte ihr Standpunkt auf das traditionelle gute Verhältnis zwischen Ungarn und Rumänen dennoch keineswegs trübend, wenigstens auf der Ebene des höheren geistigen Lebens nicht. Der Arzt Vasile Papp, ein Schüler der Piaristenhochschule, richtete seine erste im Druck erscheinende Ode an einen seiner ungarischen Professoren, veröffentlichte gleichfalls in Kolozsvár, durch die Druckerei des reformierten Kollegiums sein Begrüßungsgedicht an Georg Bánffy, den Statthalter Siebenbürgens und begrüßte 1810 auch die versammelten siebenbürgischen Stände in einem Gedicht. Und wie bereits an der Jesuitenhochschule Professoren rumänischer Abstammung tätig waren, so wirkten auch bei den Piaristen ähnliche Männer, wie Johann Molnár, der aus Südsiebenbürgen stammende hervorragende Augenarzt und Polyhistor, ferner Ladislaus Vajda von Soósmező, Beamter der Statthalterei und Jurist, der durch seine 1830 erschienene Arbeit »Synopsis historiae juris Transilvanici« bezeugte, wie sehr er sich in die lateinische Kultur Ungarns einfügen konnte, die jenseits der Karpaten keine ihresgleichen hat.

Übrigens bedienten sich in dieser Zeit auch die gebildeteren Rumänen selbst der ungarischen Sprache, wovon die ungarische Leichenrede des Bischofs Leményi über den Bischof Bobb zeugt, die gleichfalls in Kolozsvár erschien. Bobb war bereits ein Anhänger der ungarisch-rumänischen kulturellen Annäherung; sein in Kolozsvár herausgegebenes rumänisch-lateinisch-ungarisches Wörterbuch ist im wesentlichen eine getreue Übersetzung des berühmten Werkes von Pápai Páriz.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts begann in Kolozsvár eine regere wissenschaftliche Arbeit, vor allem auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft. Einer ihrer fleißigsten Forscher ist Ladislaus Kőváry, der in seinen großen zusammenfassenden Werken über die Geschichte Siebenbürgens, in der »Statistik Siebenbürgens« (1847), in den »Seltenheiten des siebenbürgischen Bodens« (1853) und besonders in der »Geschichte Siebenbürgens« (1859) zahlreiche auf Rumänen bezügliche Angaben veröffentlichte und die Entwicklung sachlich beleuchtete, die von Sinkai und seinen Anhängern nur durch den Nebel ihres romantischen Nationalismus betrachtet wurde. Zahlreiche siebenbürgische Begebenheiten der ungarisch-rumänischen Beziehungen wurden auch von dem Grafen Emmerich Mikó, dem großen Reformen von Kolozsvár zur Zeit des Absolutismus in seinem Werk »Siebenbürgische historische Angaben« (1855) erhellet.

In derselben Zeit erschienen in Kolozsvár auch zahlreiche ungarische Werke belletristischen Charakters, — besonders in der Druckerei des reformierten Kollegiums — die die Vergangenheit der siebenbürgischen Rumänen in romanhafter Einkleidung behandelten. Von diesen erwähnen

wir den historischen Roman »Saphira« von Alexander Halmágyi, der die Abenteuer eines walachischen Fürstensproßlings schildert.

Es fehlt uns in dieser kurzen Zusammenfassung an Raum, um auf die in Kolozsvár erschienenen rumänischen Grammatiken und Wörterbücher näher einzugehen. Eher müssen wir den Umstand hervorheben, daß am Anfang der Sechzigerjahre, nach dem berühmten Osterartikel Deáks, als ein großer Teil der rumänischen Öffentlichkeit gegen die Union mit Ungarn Stellung nahm, einige weise Ungarn von Kolozsvár den Weg der Lebensgemeinschaft durch kleinere oder größere Aufsätze gangbar zu machen bestrebt waren. Einen solchen gemäßigten Standpunkt vertrat z. B. Wolfgang Dák in seiner Flugschrift »Őszinte szó a román testvérekhez« (»Aufrichtige Worte an unsere rumänischen Brüder«, 1861), während Daniel Dózsza — einer politischen Notwendigkeit zufolge — in seiner Studie »Csátározás a dacoromán törekvések ellen« (»Kampf gegen die dakorumänischen Bestrebungen«, 1863), die sich zunächst gegen den Separatismus Papiu-Ilarianus richtete, wieder zu den Waffen griff. Es wäre interessant zu erfahren, von wem der Aufsatz herrührt, der unter dem Titel »Őszinte szó egy erdélyi románától« (»Aufrichtige Worte von einem siebenbürgischen Rumänen«, 1864) die Belange der Union in Schutz nahm.

Nach dem Ausgleich von 1867 war in Kolozsvár auch auf dem Gebiete der ungarisch-rumänischen kulturellen Beziehungen die Errichtung der Universität das wichtigste Ereignis, umso mehr, als bereits gegen die Mitte des Jahrhunderts immer mehr später führende Persönlichkeiten gewordene Rumänen an der Hochschule in Kolozsvár studierten. Diesmal möge es genügen, nur die Namen von S. Bărnuțiu, A. Treboniu-Laurian, dem erwähnten I. Papiu-Ilarianu und Aaron Pumnul zu nennen. Letzterer ist auch darum von Bedeutung, weil er später in der Bukowina Lehrer von Eminescu geworden ist. Die Mitglieder dieser Generation wanderten übrigens meist über die Karpaten aus und schufen dort, die Früchte ihrer ungarischen Erziehung ausnutzend, die Grundlagen der rumänischen Bildung. Gregor Moldován hatte Recht, als er feststellte, daß ohne diese aus Siebenbürgen ausgewanderten Rumänen nicht einmal die Rumänische Akademie in Bukarest hätte entstehen können. Es harrte somit auch der neuen Universität eine bedeutsame Aufgabe in Bezug auf die Nationalitäten: sie mußte den Völkern Siebenbürgens auch weiterhin eine Hochschulbildung in ungarischem Geiste gewähren.

Als ein günstiges Vorzeichen erschien, daß sich in Kolozsvár bereits im ersten Jahr nach der Gründung der Universität, 1872, ungefähr so viel rumänische Studenten immatrikulieren ließen, wie viel gleichzeitig in Wien studierten; die Hoffnung war also berechtigt, daß der Tendenz der rumänischen Politik, Ungarn zu umgehen und sich unmittelbar an Österreich anzuschließen, durch die Universität in Kolozsvár erfolgreich entgegengearbeitet werden könnte. Man fand nicht nur an der medizinischen und juristischen Fakultät rumänische Studenten in bedeutender Anzahl, sondern auch in den Disziplinen der philosophischen Fakultät, obwohl hier die Anzahl der Rumänen stets geringer blieb. Die rumänische Propaganda verbreitete mit Berufung auf diese Angaben die Ansicht, die ungarische Universität hätte den geistigen Bedürfnissen der siebenbürgischen Nationalitäten nicht genügend Rechnung getragen.

Es genügt zur Widerlegung dieser Behauptung uns auf die bekannte Tatsache zu berufen, daß an der Universität Kolozsvár seit 1872, d. h. seit ihrem Gründungsjahr ein ordentlicher Lehrstuhl für rumänische Sprache und Literatur bestand. Dieser war vierzehn Jahre von Gregor Szilasy besetzt, der der letzte begeisterte Anhänger der latinisierenden Schule und des übertriebenen, sich auch auf philologischem Gebiet kundgebenden Dakoromanismus war. Er konnte seine Tätigkeit lange Zeit ungestört fortsetzen und es steht außer Zweifel, daß er auf die rumänische Jugend eine tiefe Wirkung ausübte. Es ist anzunehmen, daß auch der kurze Zeit in Kolozsvár studierte Dichter G. Coşbuc, der aus der Gegend von Naszód stammte, auf die Anregung Szilasys einige Gedichte von Petöfi ins Rumänische übersetzte. Das Beachtenswerteste an der Tätigkeit Szilasys war der Umstand, daß er gerade in seiner in Kolozsvár erschienenen Studie »A román nyelv újjászületése« (»Die Wiedergeburt der rumänischen Sprache«, 1879) begeistert gegen den Sprachgebrauch jenseits der Karpaten kämpfte und mit beißendem Hohn die Philologen angriff, die seiner Ansicht nach aus dem griechisch-türkischen Idiom der Vorstädte von Bukarest oder Jassy, der berüchtigten »Mahalà«, eine Literatursprache schaffen wollten.

Indessen wurde Szilasy wegen seiner politischen Übergriffe 1886 in den Ruhestand versetzt und auf dem Lehrstuhl folgte ihm Gregor Moldován, den das Rumänentum wegen seiner aufrichtigen Annäherungsversuche bald zum Überläufer stempelte und alle Beziehungen zu ihm abbrach. Moldován trat jedoch nie mit Behauptungen hervor, die für sein Volk erniedrigend gewesen wären — »lieber würden wir unsere Hand abhauen und unsere Zunge ausreißen, als etwas falsches und beleidigendes über das Rumänentum behaupten«, schrieb er in seiner Zeitschrift, — sondern strebte einfach danach, anstatt der leidenschaftlichen Wunschträume der Rumänen Siebenbürgens das kühle Urteil der gesetzteren Rumänen im Altreich, Maiorescus und seiner Anhänger, in allen Streitfragen zur Geltung kommen zu lassen. Wenn Moldován auch die naive Geschichtsauffassung Sinkais und Majors ablehnte, so tat er auch dies mit den Worten Maiorescus. Und wenn wir seine Schriften durchblättern, die wir stets zu dem wissenschaftlichen Stand seiner Zeit in Verhältnis stellen müssen, so stoßen wir wiederholt auf beachtenswerte, seiner Zeit weit voraus-eilende Ansichten. »Das Land gehört dem« — schrieb er im Zusammenhang mit dem Rumänentum des Komitats Alsófehér — »dem die Ebene gehört; der erste Landnehmer ist der, dessen Sprache in den Ortsnamen der Ebene erhalten blieb«. Erst heute, bei dem Lichte der vorzüglichen siedlungsgeschichtlichen Karten von Stefan Kniezsa und der rumänischen Urkundensammlung von Makkai-Fekete können wir die Richtigkeit dieser Behauptung ganz einschätzen.

Die Universität Kolozsvár förderte die auf das Rumänentum bezüglichen Untersuchungen von Jahr zu Jahr durch Preisausschreiben und es gibt unter den gestellten Aufgaben mehrere, deren Bearbeitung man auch heute noch willkommen hieße. Auch zur Erforschung der ungarisch-rumänischen Beziehungen wurden hier die ersten Versuche unternommen, selbst der Gedanke der Untersuchung der siebenbürgisch-rumänischen Volkssprache und Volksbräuche tauchte hier auf. Für die Art, wie weit-

herzig der Universitätssenat das Schicksal dieser Preisausschreiben leitete, ist nichts bezeichnender, als daß im Jahre 1917, d. h. ein Jahr nach dem Einfall der Rumänen, ein Preis von 100 Kronen für die Sammlung von Märchen und Aberglauben der Hirten von Szelistye bestimmt wurde.

Die zweiundzwanzig Jahre der rumänischen Herrschaft schufen natürlicherweise eine völlig neue Lage; doch ist es bezeichnend, daß auch in dieser von Leiden erfüllten Zeit Kolozsvár das meiste für die Erhaltung und den Ausbau der ungarisch-rumänischen kulturellen Beziehungen leistete. Es genügt einerseits auf die aus dem Rumänischen übersetzten Stücke des Theaters in Kolozsvár, andererseits auf die von Árpád Bitay herausgegebene Anthologie rumänischer Lyrik, sowie auf die in rumänischer Sprache erschienene ungarische Literaturgeschichte von Georg Kristóf zu verweisen, die noch bis heute der beste Wegweiser dieser Art in rumänischer Sprache ist. Von rumänischer Seite wurden diese Überbrückungsversuche nur selten und vereinzelt erwidert: es genügt diesmal die in rumänischer Sprache erschienene zusammenfassende Studie von I. Chinezu über die ungarische Literatur Siebenbürgens zu erwähnen. Doch ist selbstverständlich, daß der Einfluß der ungarischen Wissenschaft, obwohl der Antagonismus, durch die Leiden des Ungartums noch vertieft, sehr groß war, an der rumänisch gewordenen Universität Kolozsvár auch weiterhin geltend blieb, wie hievon die Tätigkeit von G. Bogdan-Duică und des ehemaligen Mitglieds des Eötvös-Kollegiums in Budapest, N. Drăganu zeugt. Auch Drăganu schöpfte, auch wenn er sich gegen Ende seines Lebens noch so sehr von den wahren Idealen der Wissenschaft entfernte, stets aus der ungarischen Dokumentation am tiefsten, deren Gebrauch er noch in Budapest erlernte. Sachlicher, wenigstens in seinen Schriften, war Bogdan-Duică, dem wir auch in den ungarisch-rumänischen Beziehungen zahlreiche gute Einzeluntersuchungen verdanken.

Indessen gelangten wir von der Vergangenheit ausgehend bereits bei der Gegenwart an, und können erfreut betrachten, wie sich in Kolozsvár das ungarische Kulturleben mit erneuten Kräften entfaltet, mit der Zielsetzung, dieser Stadt, die stets nicht nur der östliche Brennpunkt der ungarischen Kultur gewesen ist, sondern auch der am stärksten zurückgebliebenen Nationalität Ungarns, den Rumänen, die Bibel, Psalmen, Wörterbücher und höhere pädagogische Ideale gab, von neuem zur Erfüllung ihrer europäischen Sendung zu verhelfen. Wir haben guten Grund zu hoffen, daß die ungarischen Kulturinstitutionen von Kolozsvár, besonders das bereits zu wertvoller Arbeit anregende Siebenbürger Wissenschaftliche Institut und der Siebenbürgische Museumverein, die Erkenntnis des Bodens und der Bevölkerung Ostungarns im Geiste sachlicher, zeitbeständiger Wissenschaft fördern werden. Da aber diese Zielsetzung naturgemäß auch die weitere, mit modernen Mitteln und Methoden durchzuführende Erforschung der ungarisch-rumänischen Beziehungen mit in sich schließt, dürfen wir fest davon überzeugt sein, daß die wissenschaftliche Arbeit in Kolozsvár einst nicht nur die Forscher der ungarischen, sondern auch die der Balkanphilologie zu großem Dank verpflichten wird. Dafür bürgt die glänzende Vergangenheit des geistigen Lebens in Kolozsvár, das seine heutige Blüte unter der Führung des ungarischen Geistes erreichte.

# NEUE UNGARISCHE ERZÄHLER

VON ANDREAS KOVÁCS

Im vergangenen Jahr schied auf der Höhe seiner Geisteskraft unerwartet aus den Reihen der Lebenden Sigmund Móricz, die markanteste Gestalt der gegenwärtigen ungarischen Literatur. Sein Name und sein tragischer Heimgang riefen in der Erinnerung jene glanzvolle Zeit zurück, in der der junge Erzähler seinen ersten Roman schrieb. Es war dies die Zeit des ersten Weltkrieges und jener Jahre, die dem Weltkrieg unmittelbar vorangingen. Der Generationswechsel in der Literatur begann unmittelbar vor dem Weltkrieg, doch dürfen wir behaupten, daß die meisten neuen Bestrebungen aus dem Weltkrieg hervorgingen. Es war, als wäre der ungarische Geist aus einem tiefen Traum erwacht. Als ob Schriftsteller und Leser zugleich der stumpfen Gleichgültigkeit überdrüssig geworden wären, die der glückliche Eudämonismus der Jahrhundertwende erzeugt hatte und die keinen einzigen neuen Geist hervorzubringen wußte, sondern nur aus dem Erbe der Größen vergangener Jahrhunderte schöpfte. Der zeitweilige Rückgang um die Jahrhundertwende bedeutete im ungarischen Leben eine gewisse Sättigung, doch waren unter der Hülle der Untätigkeit die großen sozialen Kräfte des 20. Jahrhunderts tätig, der kräftig vordringende Kapitalismus, das Gewerbe und das durch dieses aufstrebende neue städtische Bürgertum, das jede neue Kulturkundgebung mit regem Interesse aufnahm und mit Neugier das in den Werken der Dichter erklingende »neue Lied der neuen Zeiten« erwartete.

Die Literatur der Jahrhundertwende paßte sich der alten Gesellschaftsordnung an. Die großen westlichen Geistesströmungen gelangten verspätet auf ungarischen Boden. Als im Westen bereits die durch russische Realisten angeregte wirklichkeitsnahe Literaturströmung ihre klassischen Vertreter erscheinen ließ, blühte in Ungarn noch die Spätromantik in der Traumwelt eines Maurus Jókai oder in der düsteren philosophischen Lyrik eines Johann Vajda. Die ungarischen Erzähler sind die besten Vermittler dieser romantischen Lebensanschauung. In den geschichtlichen Romanen von Géza Gárdonyi leuchtet die ungarische Vergangenheit in ungetrübtem Glanze auf, seine sozialen Romane und Bühnenwerke erschließen das idyllische Leben des ungarischen Dorfes. Der klassische Vertreter des ungarischen Humors, Koloman Mikszáth, sieht die Lage der Gesellschaftsschichten schon etwas realistischer und besonders die Denkart und den materiellen Rückgang des Kleinadels behandelt er ironisch, doch wirkt sein Humor stets versöhnend. Mikszáth erkennt die Fehler der Gesellschaft, vor allem der Gentry mit scharfem Blick, doch gehört er selbst dieser Gesellschaft an, weshalb auch seine Kritik oft nicht einschneidend ist.

Mikszáth und Gárdonyi sind die kennzeichnendsten Vertreter des ungarischen Millenniums in der Literatur. Obwohl sie die Welt des Dorfes

und der Kleinstadt dem Interesse des Lesepublikums näher brachten, konnten sie doch nicht so weit gelangen, ein realistisches Bild des auf dem Lande lebenden Ungartums zu entwerfen. Dies ist das Verdienst von Sigmund Móricz. Auch Móricz erzählt vom ungarischen Dorfe; allein wie anders ist doch sein Dorf im Vergleich mit den Schilderungen aus den bisherigen idyllischen Romanen. In seinen Jugendromanen werden mit völliger sittlicher Unverhülltheit alle wilden Kräfte aufgezeigt, die im Volke wirksam sind und diese vernachlässigte Gesellschaftsschicht unbefriedigt machen. Vielleicht war der Biick des Schriftstellers zu düster, vielleicht trat in diesen Werken der Naturalismus zu stark in den Vordergrund, aber die Kühnheit Móricz's fegte die sich um das Dorf webenden idyllischen Bilder ein für allemal hinweg; nun konnte sich jene realistisch-naturalistische Welle in Bewegung setzen, die den überlieferten ungarischen Roman im Laufe von wenigen Jahren vollkommen umformte. Nach dem Weltkriege erschien von Desider Szabó, einem der originellsten Geister der neuen ungarischen Literatur, ein machtvolles Dorfepos, »Das entrissene Dorf«, das die Schriftsteller richtunggebend anregte, die tiefen Wunden und Schmerzen des ungarischen Lebens darzulegen. Durch die Wirkung von Desider Szabó, Móricz und Andreas Ady erfolgte nicht nur im engeren literarischen Leben ein Geschmackswandel, sondern auch auf viel weiteren Gebieten. Heute kann man bereits ohne Übertreibung sagen, daß sie die ganze ungarische kulturelle Entwicklung in eine neue, volkhafte Richtung leiteten. Der ungarische Bauer war bisher in der ungarischen Dichtung kaum zu Worte gekommen. Der große soziale Roman von Josef Eötvös, »Der Dorfnotar« war das erste und vielleicht auch das letzte Werk, in dem die ungarische Gesellschaft durch die Lupe der Kritik gezeigt wurde. Die Literatur um die Jahrhundertwende, die sich in dem lauen Fahrwasser der Jahre nach dem Ausgleich wiegte, sah auch die soziale Wirklichkeit frevelhaft optimistisch. Die Möglichkeit einer wirklichkeitsechten Betrachtung des ungarischen Provinzlebens schufen erst Móricz und Szabó in ihren naturalistisch gefärbten Romanen; damit machte die ungarische Prosaerzählung ihre größte Revolution durch. Die Aufgabe der Bahnbrecher war keineswegs leicht, umso mehr, als der ungarische Mittelstand, der als Lesepublikum zunächst in Betracht kam, zu sehr in der sorglosen Nebelwelt des Millenniums lebte und in seiner Überlieferung verletzt, den »rauhem Stimmen« abgeneigt war. Die Eroberung der Leserkreise aus dem ungarischen Mittelstande ging nur langsam vor sich und selbst heute noch können wir nicht behaupten, daß diese Arbeit abgeschlossen wäre. Der Lieblingsschriftsteller des ungarischen Mittelstandes ist auch heute viel mehr der gefällige, unproblematische Franz Herczeg als die volkhafte Erzähler, die das geistige Erbe von Móricz und Szabó übernommen haben.

Die literarische Revolution der ersten Jahrzehnte nach der Jahrhundertwende zeichnete sich in erster Linie dadurch aus, daß sie sich durch eine neue Anschauungsweise dem Leben der Massen näherte. Sie stellte das Volk in seiner elenden Lage mit seinen sozialen Kümernissen, seinen Klagen und seiner Unzufriedenheit dar, und dies alles in fast tierischer Unvermitteltheit, ohne jede Verschönerung oder Sentimentalität. Die Erzähler entdeckten die alltägliche Tragödie des Volkes und »das

schlichte Kind des Volkes« legte in Romanen auch seine üblen Eigenschaften, Schlaueit und Habgier, bloß. Indessen war das Auftreten Siegmund Móricz auch darin revolutionär, daß er den Bereich des bis dahin vor allem in adeligen Standeskreisen spielenden Romans erweiterte und für die Literatur ganz neue Gebiete eroberte. Die Erzähler brachten nun getreue Abbilder des ungarischen Dorfes und der ungarischen Kleinstadt, u. zw. in einer Lebenstreue, die auch seitdem nicht ihresgleichen findet. Besonders Siegmund Móricz sah das Landleben mit staunenswerter Klarheit. In seinen Werken ist nichts Gekünsteltes, in jeder Skizze, in jeder kleinen Erzählung fühlen wir, daß darin das wirkliche Leben mit künstlerischer Vollkommenheit pulsiert. Wir dürfen wohl sagen, daß das Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg für die ungarische Erzählungsprosa die wichtigsten Wandlungen brachte. Eine ganze Reihe von Schriftstellern trat mit dem Bestreben auf, die in der Tat unbekanntten Schichten der ungarischen Gesellschaft dem Leser zu erschließen. Realismus und Naturalismus erscheinen abwechslungsweise in diesem schriftstellerischen Wettlauf, der selbst noch in den zwanziger Jahren, als das Entdeckungsfieber nachließ und als man mit dem Abtreten der großen Schriftstellergeneration rechnen mußte, einige hervorragende Romane zeitigte. In diesen Jahren schrieb Siegmund Móricz »Die Verwandten« und den Roman »Der glückliche Mann«, und auch Michael Babits trat mit seinen »Söhnen des Todes« aus seiner Abgeschlossenheit hervor.

Will man die Einzelheiten der inzwischen vor sich gegangenen Entwicklung richtig beurteilen, so hat man die populärsten Erzähler von heute in der von Móricz und Szabó angeregten Strömung zu betrachten. Für die aus dem Volke stammenden Erzähler erschien der zum Dorfe führende Weg als etwas natürliches und in der Tat zögerten viele hervorragende Vertreter der neueren ungarischen Literatur nicht lange, die Arbeit der Vorgänger fortzusetzen und das Leben des Volkes aufzuzeigen. So wurden die Probleme des Volkes zum beherrschenden Thema des ungarischen Romans von heute u. zw. in einer völlig konkreten, zeitgebundenen Form. Naturgemäß bedeutet die volkhafte Richtung weder im Niveau noch im Grundton eine geschlossene Einheit. Die Volksromantik, die am kennzeichnendsten im neuen Deutschland aufblühte, in dem mythischen Organismus der Naturwelt wurzelte und auch in der französischen Literatur durch Giono und Ramuz vertreten war, fand in Ungarn in dem Siebenbürger Aaron Tamási einen bedeutsamen Vorkämpfer. Tamási vertritt das völkische Programm in eigenartiger Prägung und steht an der Grenze von Realismus und Romantik. Sein Grundthema ist das echte Volksleben, aber auch die aus der Tiefe von Kindheitserinnerungen empordringenden Szekler Volksmärchen und mythische Naturverbundenheit wirken auf ihn in entscheidender Weise ein. Auf diese Weise gelingt es ihm, durch seinen farbenfrohen, kernigen Stil, seinen einzigartigen Humor und seinen unerschöpflichen Witz eine anziehende Traumwelt aufzubauen. Sein Landsmann, der ganz im siebenbürgischen Boden wurzelnde Josef Nyirő steht der irdischen Wirklichkeit etwas näher und schafft mit den überlieferten Mitteln des erzählenden Realismus kernige Volksgestalten. Die Richtung beider setzt auch der junge Siebenbürger Stefan Asztalos mit eigenartigem Geschmack fort.

Dieser durch die siebenbürgischen Schriftsteller vertiefte Realismus enthält natürlich auch eine gute Dosis Romantik, und wenn wir die Entwicklung weiter untersuchten, würden wir bald auch auf Vertreter von Gárdonyis idyllischer Lebensdarstellung stoßen. Ihnen gegenüber betritt den Kampfplatz der Literatur eine andere Gruppe von Erzählern mit den Waffen rücksichtsloser Gesellschaftskritik. Sie umfaßt die eigentlichen Kämpferpersönlichkeiten der neuen ungarischen Literatur. Zu ihr gehören vor allem die Schriftsteller der jüngeren Generation, die die sozialen Nöte der Zeit selbst erlebt, und in der das Bestreben nach Abhilfe und Fortschritt am stärksten wirkt. Diese Schriftsteller stehen oft auf den Grenzgebieten der Literatur, und ihre Werke erwecken nicht selten eher durch ihren dokumentarischen Wert oder durch ihre sozialen Tendenzen, als durch rein künstlerische Vorzüge Aufsehen. Sie setzen daher in beachtenswertester Weise die von Móricz gestellte Aufgabe fort, das in Dunkel gehüllte Leben mancher Schichten des Ungartums aufzudecken. In den zwanziger Jahren ließ eben die Eroberungslust nach, und die Entdeckungen der Schriftsteller glitten auf außerhalb der Literatur liegende Gebiete über. Dann betrat die Jugend den Weg der Forschung zu der Welt des ungarischen Dorfes, und es entstanden jene soziologischen Werke, die unter dem Sammelnamen der »Entdeckung Ungarns« vor die Öffentlichkeit gelangten und deren vornehmste Aufgabe darin bestand, die Heilung der sozialen Wunden zu fördern. Seitdem ist auf diesem Gebiete manches geschehen. Die ungarische Regierung nahm die Initiative in die Hand; je mehr sie nun von den durch die Schriftsteller angeregten Reformen verwirklichte, umso auffallender blieben die Werke der Dorfforscher aus, umso stärker aber wurde auch das Verlangen, sich nun auch ungeachtet der sozialen Fragen mit wirklichem Interesse und schriftstellerischen Mitteln der Welt des Dorfes und des Volkes zu nähern. Die volkhafte Erzähler fanden den Weg zur Literatur in dem fieberhaften Willen, den Lebensstand auf dem Dorfe zu verbessern; dies erklärt, daß in dem einen oder dem anderen von ihnen in starkem Maße jener Nonkonformismus lebt, der ihre Bewegung überhaupt kennzeichnet. Ihre Werke stehen dem rohen Erlebnis noch immer zu nahe, es fehlt der Abstand, der die Unebenheiten abschleifen und aus dem groben Material eine künstlerische Einheit gestalten könnte. Nirgends gibt es so viel Halbheiten wie unter den Werken der volkhafte Schriftsteller, aber auch nirgends so viel ehrliches Beginnen, eine ähnliche männliche Kraft der Berufung. Selten wird ihre Feder von der beschwingten künstlerischen Einbildungskraft geleitet, meist schreiben sie über die brennenden Fragen der Gemeinschaft, also über ihr eigenes Leben, über ihr Schicksal, ihre Leiden. Es versteht sich daher, daß die Feder in ihrer Hand zuweilen zittert. Dennoch liest die Jugend ihre Werke, weil sie in ihnen die Verheissung der literarischen Zukunft erblickt. Wir dürfen indessen nicht glauben, daß die volkhafte Schriftsteller nur in den Außenbezirken des ungarischen Geisteslebens tätig sind und im eigentlichen literarischen Leben keine Stimme haben. Wir finden unter ihnen zwei Namen, deren Träger sich auch den höchsten Problemen des heutigen ungarischen Kulturlebens zuwenden. Es sind dies Johann Kodolányi und Ladislaus Németh.

Johann Kodolányi fiel vor ungefähr zwanzig Jahren durch seine mit russischer Schwermut durchwobenen naturalistischen Romane auf, die

sich im südungarischen Ormánság abspielten. Dieses Gebiet ist der Herd der traurigsten ungarischen Volkskrankheit, des Einkindsystems. Hier wurde Kodolányi geboren. Bereits bei seinem Auftreten wandte er sich dem zum Tode verurteilten Ungartum seiner engeren Heimat zu. In letzter Zeit richtet sich seine Aufmerksamkeit immer mehr auf die geschichtliche Vergangenheit, und in einem großen Romanzyklus erweckt er die Jahrhunderte ungarischen Heidentums und des frühen Christentums zu neuem Leben. Kodolányi ist ein großzügiger Erzähler, ein zur Tat drängender Künstler voll Schwung und Kraft. Als Publizist ist er ein entschlossener Vorkämpfer der geistigen Eigenständigkeit und des völkischen Fortschrittes.

Ladislaus Németh gilt als der gebildeteste Denker unter den volkhafte Schriftstellern. Nicht Romane sind seine Hauptwerke, er ist zunächst Kritiker, dessen Urteil bei jeder Auseinandersetzung über kulturelle Fragen entscheidend ins Gewicht fällt. In den zwanziger Jahren trat er für eine eigenartige Form des Klassensozialismus ein und erweckte dann mit seiner literaturgeschichtlichen Flugschrift durch die Stellungnahme gegen die konservative Geschichtsauffassung lauten Sturm, vor allem durch die Unterscheidung zwischen tiefem und flächenhaftem Ungartum. Ladislaus Németh gehört unter den ungarischen Denkern zu jenen, die im neuen Europa die Sendung des Ungartums suchen und immer wieder unsere geschichtliche Stellung und unsere Aufgaben betonen. Die sicherste Stütze des ungarischen Fortbestandes sieht Németh in dem Volke und in der eigenen Kultur des Volkes, wie in den geschichtlichen kulturellen Überlieferungen.

Neben Kodolányi und Ladislaus Németh wirkt heute eine ganze Reihe von Schriftstellern, die aus dem Volk hervorgegangen, in der Kunst des Ausdrucks einen hohen Grad erreichten. Die reinsten menschlichen Werte des ungarischen Bauerntums vertritt unter ihnen Peter Veres, der vor zehn oder fünfzehn Jahren in den literarischen Kaffeehäusern gestiefelt erschien und eine gute Zeit nicht geneigt war, seine Stiefel und sein Bauernhemd ohne Halsbinde abzulegen. Als Autodidakt wuchs er in der Schule des internationalen Sozialismus auf, doch ist er heute der Vertreter des reinsten ungarischen Nationalismus. Peter Veres vertritt das ungarische Volk mit seinen aufbauenden Werten. In ihm ist nichts Revolutionäres, obwohl es in der heutigen ungarischen Gesellschaft nur wenige gibt, die die der Lösung harrenden Fragen so klar sehen wie er. Seine literarische Tätigkeit begann er mit einer Selbstbiographie, über die er auch seitdem nicht hinausgekommen ist. Seine Bedeutung liegt auch weniger in künstlerischen Vorzügen, als in der kulturschaffenden Persönlichkeit. Sämtliche liebenswürdigen Züge des durch die großen ungarischen Dichter so oft besungenen schlichten Sohnes des Volkes treten auf seinem durchgeistigten gefurchten Antlitz hervor, das mit seinem ewigen Optimismus vor der Jugend die Hoffnung auf die ungarische Zukunft zu ver sinnbildlichen scheint.

Vorkämpfer der volkhafte Richtung sind die Dichter Josef Erdélyi, der unlängst seine Selbstbiographie veröffentlicht hat und Stefan Sinka. Sinka war Schäfer, bevor er Schriftsteller wurde, und er brachte etwas von der Bitterkeit seiner schweren Jugend mit sich. Weit geläuterter in

der Form erscheint in seinen Volksromanen Paul Szabó. Der Erzähler der Dörfer des Komitats Bihar machte den Krieg der älteren Generation mit. Von den ungarischen Schriftstellern weiß er am meisten über das Alltagsleben des Dorfes zu erzählen. Er arbeitet sein ganzes Leben in sein Werk hinein, und baut so ein vollständiges Epos des ungarischen Dorfes auf. Es besteht aus realistischen Einzelzügen; wie in stehenden Gewässern, gibt es darin keine Wogen und dennoch hat es seine eigenartige, drollige Welt von Lebewesen. Eine neue Umwelt führte in die volkhafte Literatur der aus Kolozsvár stammende und aus einem Arbeiter zum Schriftsteller gewordene Stefan Nagy ein. In seinem Roman »Im Namen der Nachbarschaft« beschwört er mit herbem und düsterem Realismus die freudlose Welt des Kolozsvárer Arbeiterviertels, mit den in der muffigen Vorstadt herumlungern den Bewohnern auf. Von den jüngeren gehören Josef Darvas, Alexander Tatay, Josef Kárász, Franz Mátyás und Georg Bözödi noch in diese Reihe. Und obwohl kein Romanschriftsteller, ist hier noch eine führende Persönlichkeit der neuen ungarischen Literatur, Gyula Illyés zu nennen, dessen Buch »Volk der Puszta« zuerst von einer in völliger Vergessenheit lebenden Volksschicht, von dem Leben der Knechte Kunde gab. Die volkhafte Richtung hat auch schon ihre Theoretiker, unter denen vor allem der Literaturhistoriker Géza Féja zu nennen ist.

Künstlerisch ist die volkhafte Richtung heute noch im Werden. Neben einigen wohl gelungenen Romanen brachte sie eine ganze Reihe von Werken hervor, die nicht so sehr durch ihren ästhetischen Wert Aufmerksamkeit erregten, als eher durch die sittliche Stellungnahme ihrer Verfasser, oder durch Belange, die sich aus ihrer gesellschaftlichen Stellung ergaben. Den streng ästhetischen Grundsatz vertritt die andere Richtung der ungarischen Prosaerzählung, die die Mitglieder der sogenannten Essaistengeneration vereinigt. In neuester Zeit pflegt man diese Richtung auch städtische Literatur zu nennen, da sich ihre Probleme eher auf den städtischen, bürgerlichen Lebenskreis beziehen und da auch die Schriftsteller selbst der städtischen Umwelt entwachsen sind. Dieser Zweig der ungarischen Literatur hängt organisch mit jenen Fäden zusammen, die uns in den vergangenen Jahrhunderten mit dem Westen verbanden. Die ungarische Literatur hatte stets auch ein nach außen blickendes Gesicht. Die literarische Entwicklung bewegte sich nicht in einem geschlossenen Kreise. Vom 18. Jahrhundert an standen die ungarischen Schriftsteller in reger Verbindung mit dem westlichen Kulturkreis, und es gab keine Strömung des europäischen Geistes, die Ungarn — wenn auch vielleicht verspätet — nicht erreicht hätte. Die Aufklärung ließ ebenso ihre Spuren zurück wie die deutsche und französische Romantik oder die geistigen Revolutionen der neuesten Zeit. In den zwanziger Jahren war ein Teil unserer Schriftsteller unmittelbarer Augenzeuge jener geistigen Umwälzung, die die westliche Kulturwelt durchmachte. Das unsichtbare Haupt der städtischen Richtung ist Alexander Márai. Er nahm die Ergebnisse des deutschen Expressionismus in sein Werk auf. Andere Anregungen empfing diese Richtung von Proust, André Gide und überhaupt der französischen Literatur, aber auch der frivole Intellektualismus von Huxley gelangte nach Ungarn. Die jungen Mitglieder der Essaistengeneration erlebten die Empörung der westlichen Geisteswelt gegen die bürgerliche

Gesellschaft und ihre Einrichtungen, vor allem gegen die Familie (Gide), sie erlebten die revolutionäre Umbildung des Romans und seiner Kunstform (Proust), und schließlich waren sie Zeugen dessen, wie sich von der früher einheitlich geglaubten Persönlichkeit ein wirbelnder Sturm löst. Alle Erfahrungen standen ihnen zu Gebote, als sie die Arbeit begannen. Die städtische Richtung unterscheidet sich in zahlreichen sichtbaren Zeichen von der volkhafte. Der volkhafte Schriftsteller — oder wie ihn Peter Veres nennt, der Schriftsteller der Gemeinschaft — hängt mit seinem ganzen Sein an dem Schicksal des Volkes im weitestem Sinne, und als höchster künstlerischer Grundsatz gilt ihm die möglichst getreue Wiedergabe der Wahrheit. Der städtische Erzähler behandelt zunächst anziehende Probleme, wobei er nicht mit den Massen, sondern höchstens mit einer oder wenigen interessanten Persönlichkeiten in Verbindung steht. Die städtischen Schriftsteller setzten die Überlieferung der ungarischen psychologischen Romane fort, und vor allem wenden sie sich der Aufklärung interessanter seelischer Probleme zu. Doch haben wir es hier nicht mit dem Seelenroman im alten Sinn zu tun, da die Psychologie des Werkes mit der des alltäglichen Lebens oft nicht übereinstimmt, indem der Schriftsteller nicht die Wirklichkeit, sondern ein mit seinen Augen Gesehenes, zuweilen verzerrtes Spiegelbild dieser gibt. Ein kennzeichnender Zug der städtischen Schriftsteller ist, daß sie sich bei der Niederschrift ihrer Werke wenig um die zu erwartende Wirkung auf das Publikum kümmern. Sie arbeiten, als schrieben sie ihre Romane zur Befriedigung des eigenen lebhaften Interesses. Diese Romane sprechen zum Leser nicht in der Sprache des Alltags, sondern in einer individuellen Sprache, die nur dem Schriftsteller eigen ist, der meist selbst auf das alte Mittel des Romans, den Dialog, verzichtet, da er nur seine eigenen Worte hören möchte. Die städtischen Schriftsteller bauen handfeste, abgerundete Geschichten auf, wobei sie sich durchaus nicht lange bei den Handlungen aufhalten, sondern all ihr Bestreben darauf richten, eine genaue Analyse der Seelenzustände zu geben. Ihre Helden sind gewöhnlich nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern Träger einer intellektuellen Kraft oder besonderer Seelenkomplexe, die zur Darlegung einer These dienen. Der Roman dieser Art verschmäht die Mittel des früheren schildernden Realismus, es ist, als möchte der Erzähler unserer Zeit sein Werk nicht mehr aus der eingehenden Betrachtung der Wirklichkeit zusammenstellen, sondern mit viel sichereren Mitteln, mit genialer Intuition das Wesentliche der Dinge erfassen. Diese Wesensschau erinnert an die Methode der Phänomenologie und strebt ausschließlich nach der Wiedergabe des Wesentlichen.

Die Eigenart der städtischen Richtung vertritt am reinsten Alexander Márai. Er ist zugleich auch der kennzeichnendste Schriftsteller des ungarischen Bürgertums. Von großer Bedeutung auf seine Entwicklung waren die Jahre, die er als Journalist in Westeuropa verbrachte, sowie das allgemeine europäische Lebensgefühl, das er nach dem Weltkriege im Ausland fand und das sich bei ihm anfangs in einer skeptischen und zurückhaltenden Ungläubigkeit kundgab, um später einem heroischen Pessimismus zu weichen. Er ist der ungarische Schriftsteller von umfaßendster Bildung, dessen Werke bei ihrem Erscheinen als Ereignisse des geistigen Lebens begrüßt werden. Die bedeutendste Quelle seiner Kunst ist die

bürgerliche Familie. Die Ahnen Márais waren Sachsen, die aus der Gegend von Dresden nach Kassa einwanderten und dort zum Aufbau der Stadtkultur wesentlich beitrugen. Alexander Márai will der bewußte Schriftsteller des Bürgertums sein, immer wieder weist er in seinen Werken auf die schaffende Vergangenheit des Bürgertums hin, da dieses heute seine ursprüngliche Sendung, seine »Kunstart« — wie er sagt — bereits eingeübt hat und statt zu bauen, nur noch die Erhaltung der bestehenden Kulturwerte auf sich nehmen kann. In dieser passiven Haltung aber wird das Bürgertum weich und müde, so daß es Gefahr läuft, von einem artfremden Barbarentum überwunden zu werden. Márais größter Roman, »Die Eifersüchtigen« verherrlicht diese bürgerlichen Erhaltung der überlieferten Werte. Indessen muß darauf hingewiesen werden, daß für Márai das Bürgertum vor allem ein romantischer Begriff ist. Er nähert sich ihm nicht nach der Art realistischer Beobachter, sondern durch die lyrischen Erlebnisse seiner Jugend. Daher können wir von ihm auch nicht einen Familienroman des Bürgertums erwarten, wie wir diesem in den westeuropäischen Literaturen begegnen. Márai schreibt einen symbolischen Roman in dem die Gestalten nicht lebende Personen, sondern metaphysische Begriffe sind. In den meisten seiner Werke baut er seine eigene bürgerliche Welt aus kleinen stimmungsvollen Beständen auf und die wunderbare Ausdrucksfähigkeit seiner Sprache erreicht ihre Wirkung. »Die Eifersüchtigen« zeigen die bewundernswerteste Ausgleichskunst in der Geschichte des ungarischen Stils. Dieser Stil ist der bisher durchgeistigteste in der ungarischen Literatur. Márai ist ein Zauberer der Worte, und niemals fällt er auch nur auf einen Augenblick aus seiner sicheren Überlegenheit. Wohl verstehen wir seine Stilkünste nicht immer, aber er zwingt uns ihm zu folgen. In seinen früheren Romanen verschmähte er keineswegs die Kunstgriffe der realistischen Erzähler, seine neueren Werke aber sprechen alle in der Sprache des Symbolismus. Auch im Drama versuchte er sein Talent. Auch hier behandelt er vor allem Probleme des Bürgertums.

Bei Márai läßt sich die Haltung des Essayschriftstellers klar erkennen. Dieser Schriftstellertyp bekundet vor allem für die seelischen Probleme seiner Helden Interesse. Diese fallen nicht immer in den Bereich der Seelenwelt eines normalen Menschen, wie wir dies auch bei einem anderen Erzähler, Emil Kolozsvári Grandpierre, sehen. Dieser junge Schriftsteller gibt in seinen Werken den tragischen Grübeleien eines Menschen mit einem vom Normalen abweichenden Seelenleben Ausdruck. Sein Held ist der unschlüssige Intellektuelle, der an seelischen Skrupeln leidet, die dem Durchschnittsmenschen unverständlich sind. Kolozsvári fühlte sich wohl bei dieser Art von schriftstellerischer Tätigkeit auch selbst in einer Sackgasse, denn in seinem letzten Werk kehrt er plötzlich zu seiner Selbstbiographie zurück, und berichtet über das hoffnungslose Schicksal seiner Generation. Auch der Roman von Georg Rónay »Der Baum und die Früchte« vertritt die städtische Richtung. Der befähigte junge Schriftsteller lehnt in seinem realistisch beginnenden Roman die Psychologie des Alltags fast völlig ab, und opfert damit den Roman intellektuellen Zielen. Im allgemeinen sind die städtischen Romane zu sehr Erzeugnisse des Intellekts; nur wenig ist in ihnen von der triebhaften Urkraft enthalten, das Gedankliche überwiegt. Das Extrem dieser Art zeigt der Roman »Wolkengang« von Stefan

Sötér, dessen Helden sich mit einer radikalen Bewegung von den Gegenständen der empirischen Welt losreißen und in den Raum leeren Grübelns stürzen. Der Roman hat keine Handlung, keine Charaktere, alles fließt darin zusammen. In ähnlicher Weise opfert Zoltán Jékely, ein begabter junger Dichter, die erprobten Mittel des Romans der Atmosphäre zuliebe. Hier muß noch ein feingebildeter Angehöriger der Essaistengeneration Ladislaus Cs. Szabó genannt werden, der bisher mit kürzeren Prosaerzählungen hervorgetreten ist.

Haben wir bei den volkhafte Erzählern beanstandet, daß sie in ihren Werken die soziale Wirklichkeit zu rücksichtslos enthüllen, so könnte die städtischen Erzähler gerade der entgegengesetzte Vorwurf treffen. Sie haben sich von der Wirklichkeit des Lebens zu weit entfernt und ließen in ihren Romanen Züge hervortreten, die zwar zur guten schriftstellerischen Leistung gehören, die Forderungen der geschichtlichen Treue, der Komposition und der Charaktergestaltung aber keineswegs erfüllen. Wenn die volkhafte Erzähler oft mit grobem Zeug arbeiten und allzu sehr die Nachtseiten des Lebens hervorkehren, so wirken die städtischen Schriftsteller zuweilen, als schrieben sie ihre Werke in einem Laboratorium. Allerdings sind die Werke der volkhafte Richtung in Aufbau und Sprache oft unzulänglich und halbfertig, während die stilistische Kunst der städtischen Schriftsteller vollendet und ausgeglichen ist.

In neuester Zeit hat sich der literarische Streit zwischen den zwei Lagern belebt. Wer die literarische Entwicklung von einer höheren Warte aus betrachtet, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß beide Richtungen wertvoll und fruchtbar sind. Umwege und Auseinandersetzungen sind in jeder Literaturentwicklung unvermeidlich. Jedenfalls ist das farbenreiche Bild des ungarischen Romans von heute verheißungsvoll; es zeigt, daß die ungarischen Erzähler großen, gewaltigen Schöpfungen zustreben.

# WANDERER KARPATEN-EUROPAS

VON BÉLA GUNDA

In einer Zeit, in der die durch die Pariser Gewaltdiktate gezogenen Grenzen zum guten Teil bereits verschwunden sind, wird es sich lohnen, zu Karpaten-Europa zurückzukehren, einige seiner kennzeichnenden Gestalten zu vergegenwärtigen, und unter Zuhilfenahme der Angaben der Volksbewegung zu beleuchten, daß die hier lebenden Völker, wie sehr diese auch politische Grenzen von einander trennen mögen, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, die jahrhundertealten volklichen Überlieferungen gezwungen werden, ihre Lebensbezirke gemeinsam aufzusuchen, miteinander zu leben und zahlreiche Momente der volklichen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen entwickeln zu lassen.

In den Karpatenlandschaften tauchen hier und dort eigenartige Wanderergestalten auf, die überzeugend und mehr als alles andere die Zusammengehörigkeit der Völker und Landschaften versinnbildlichen. Durch die Täler strömen ohne Unterlaß verschiedene Völkerschaften in die ungarische Tiefebene. Der ungarische Landwirt überläßt den Schafen des Rumänen seine Weide, übernimmt dessen Holzwaren, tauscht gegen sein Getreide die Wirtschaftsgeräte des Slowaken ein, und wie die Gebirgsweiden der Karpaten die Wirtschaftsgebiete der Ruthenen und Rumänen bilden, treibt auch der ungarische Bauer sein Vieh zu ihnen hinauf und sucht stets die Weiden der Moldau, der Walachei und die Eichenwälder von Slawonien auf. Wanderer setzen sich aus den kleinen Dörfern Karpaten-Europas nach den verschiedensten europäischen Ländern in Bewegung, bringen und tragen Kunde, führen die verschiedensten Produkte des Volksgewerbes Karpaten-Europas in alle Welt und verbreiten überall die verschiedensten Bestände der volklichen Kultur.

\*

Die rumänischen Bauernwanderungen strömen nicht nur nach der rumänischen Baragán-Steppe, dem Donaudelta und Beßarabien zu, die in der rumänischen Literatur geradezu einen legendären Ruf erhalten haben; nach der Türkenherrschaft erschienen die Schafe züchtenden Bauern Siebenbürgens auch in der ungarischen Tiefebene. Aus dem Protokoll der Stadt Karcag vom Jahre 1755 geht hervor, daß im Grenzgebiet der Stadt Rumänen aus dem Komitat Szeben ihre Schafe überwintern ließen. Im Protokoll steht folgendes: »Vor uns traten zwei Rumänen aus der Gemeinde Sina des Komitats Szeben und ersuchten um die Erlaubnis, mit ihren Schafen überwintern zu dürfen. Wir erteilten ihnen die Genehmigung für die Überwinterung nach dem Beschluß unseres Magistrates unter der Bedingung, daß sie bei zweitausend Schafen für jedes Schaf sieben Dënar zu zahlen und nach zweitausend sieben Schafe abzugeben haben . . .« Ähnliche Angaben ließen sich auch aus andern Quellen reichlich anführen;

aus ihnen erfahren wir, daß vom Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Jahrhundertende rumänische Bauern das Banat, die Gegend des Hortobágy und das Moorgebiet von Ecsed besuchten. Die Überwinterung der Bauern des Szebener Komitats in Karcag und die der Hirten der Berge von Radna im Banat bezeugt, daß sie mit ihren Schafen alle beträchtliche Strecken zurücklegten. Schilfige, binsenübersäte Plätze waren für die rumänischen Schafe vorzügliche Weiden. Indessen scheint es, daß die rumänischen Hirten zeitweise böse Streiche begingen und sich manches zu Schulden kommen ließen, da die Steckbriefprotokolle unserer Städte der Tiefebene voll von Personenbeschreibungen sind, die sich auf sie beziehen. Die Stadt Karcag weist die rumänischen Bauern wiederholt aus der Umgebung der Stadt aus und zwingt sie, die Gegend zu verlassen, obwohl sie dort schon oft aufgenommen worden waren. Wie nun die Rumänen im Winter nach der ungarischen Tiefebene ziehen, so treiben die Ungarn ihre Tiere zur Sommerweide in die Berge und vor allem im Herbst in die Eichelgebiete hinauf. Im 16. und 17. Jahrhundert weiden die Tiere der Ungarn auf den rasigen Hochebenen der nordöstlichen Karpaten mit denen der dort zusammentreffenden polnischen, rumänischen und ruthenischen Hirten. Von polnischem Gebiet aus beginnen die Hirtenwanderungen im 16. und 17. Jahrhundert gegen Ungarn und dauern auch noch im 19. Jahrhundert fort. Polnische Hirten erreichen das Waagtal und die Gegend von Késmárk.

Das Emportreiben der Herden und Schweine ungarischer Bauern aus dem Flachland von Szatmár, Bereg und Szabolcs in die ruthenischen Berge hielt bis auf unsere Tage an. Anfang Oktober trieben sie ihre Schweine in die Eichen- und Buchenwälder und kehrten erst im Januar zurück. Den Schweinehirten wurde das Essen alle zwei Wochen mit Fuhrwerken in die Berge nachgetragen. Abgesehen von den traditionellen wirtschaftlichen Formen wurden die Bauern, die Viehzucht betrieben, vor allem durch die trockenen, kargen Jahre gezwungen, fernliegende Gebiete mit ihren Tieren aufzusuchen. So geschah es z. B., daß im Jahre 1863 die Bauern von Turkeve in den Wäldern von Bihar Weiden pachteten. Ein Jahr Hungersnot bereitete den Bauern schwere Sorgen. Der Bauer selbst wurde irgendwie, schlecht und recht mit der Not noch fertig; er aß die mehligten Knollen des Schilfes, Binsen, Wurzeln und anderes, was er eben vorfand, mit der Herde aber mußte er wandern. Die Zeitung »Magyar Hirmondó« schreibt im Jahre 1781 über das Gewächs Tátorján, von dem sich die Roßhirten, Viehtreiber und ähnliche Leute in schlechten Jahren kümmerlich nähren.

Außer für die rumänischen Schäfer war das Moldaugebiet und die Walachei ein natürlicher Lebensraum auch für ungarische Schafhirten aus Siebenbürgen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ließen die Hirten von Csík, Gyergyó, Háromszék und die Tschángós von Hétfalu ihre Tiere im Moldaugebiet weiden. Sie gelangten bis zu den Tälern der Flüsse Prut und Seret, wo sie unter dem Volksstamm der Tschángós ihre Zelte bereits auf ungarischem Volksboden aufschlagen konnten. Die Bauern und die Gemeinden bezeugten ihr Recht auf Weiden mit Diplomen, die sie von den Bojaren der Walachei erworben hatten.

Ins Moldaugebiet wanderten indessen die Bauern aus Siebenbürgen nicht nur, um ihre Tiere weiden zu lassen. Die Fuhrleute von Háromszék

und Csík zogen nach Beßarabien, die Szekler droschen ihr Getreide im Tal des Seret und die Einwohner von Korond trugen ihre Töpferwaren von Nagyvárad bis zum Dnjester. Über die Einwohner von Háromszék wurde aufgezeichnet, daß sie nach der Moldau ziehen, um dort mit Rebhühnern Handel zu treiben. Am Ende des 18. Jahrhunderts verdienen die nach der Bukowina entflohenen Szekler als Landarbeiter ihr Brot oft bei den Bojaren der Moldau.

Das Rumänentum im Tale der schwarzen Körös, sowie die Bewohner der Siedlungsgebiete des siebenbürgischen Erzgebirges, gleichfalls Rumänen, bewegten sich stets nach der ungarischen Tiefebene. Einige rumänische Dörfer befaßten sich mit den verschiedensten Zweigen der Holzarbeit und suchten im Frühjahr, zur Zeit der landwirtschaftlichen Arbeiten, mit ihren Waren die ungarischen Dörfer auf. Rumänen konnte man auf den Märkten von Temesvár, Gyula, Szeged, Szolnok und Debrecen begegnen. Die Einwohner von Szekatura und Csertés z. B. spalteten Schindeln und verfertigten Bau- und Gerätholz, sowie Stangen für Weinstöcke. Das Geburtsdorf von Janku Avram, Vidra, schnitzte Pfosten, Dauben und Bottiche. Die mit Eimern handelnden Rumänen des Komitats Békés waren kennzeichnende Gestalten, wie sie mit ihren Eimern, die an beide Seiten ihrer kleinen Pferde festgebunden waren, von Dorf zu Dorf zogen. Ihre Erzeugnisse tauschten sie gegen Getreide ein, denn auf den hochgelegenen Lichtungen der Berge konnte die rumänische Frau höchstens Kartoffeln, Kraut, in den tiefer gelegenen, hügeligeren Landschaften aber nur Hafer, Flachs und Hanf anbauen und ernten. Aus den Bergen von Radna zogen mit den Hirten auch Fuhrleute nach dem Banat, die Wagenschmiere verkauften und durch das Tal der Szamos bis zur Theißebene kamen. Wir wissen von wandernden Rumänen aus Siebenbürgen, die Obst, Pech, Pelzhandschuhe und andere Waren verkauften und alle nach der ungarischen Tiefebene zogen.

\*

Im Herbst des vergangenen Jahres erwähnten auch die Tageszeitungen den Fischbedarf der Ruthenen zur Fastnachtzeit, den sie durch Einfuhr aus dem Ausland deckten. Anknüpfend daran wollen wir der Fischer des Moores von Ecsed und des Sumpfes von Szernye gedenken, von denen am Ende des 19. Jahrhunderts die Ruthenen in der Fastnachtzeit vor Weihnachten in großer Menge Fische erstanden. Die ungarischen Fische der oberen Theiß und des Moors von Ecsed wurden nach Ungvár, Munkács, Beregszász auf den Markt gebracht und dort verkauft, da die Ruthenen aus den entlegensten Gegenden hierher kamen, um Fische zu kaufen. Die ruthenischen Schnitter werden in der ungarischen Tiefebene bereits im 17. Jahrhundert erwähnt; oft zog ein ganzes Dorf dahin. Auf der Ebene von Bereg mähten das Getreide Frauen der Umgebung von Verecke, und die Männer waren es dann, die es mit dem Dreschflügel ausdroschen.

Werfen wir einen Blick auch auf das von Slowaken bewohnte Oberland. Die rauhe Witterung und der unfruchtbare Boden des Komitats Árva zwang seine Einwohner, mit den verschiedensten Erzeugnissen ihres Hausgewerbes weitabliegende Gebiete aufzusuchen. Slowakische Männer und Frauen weben aus dem berühmten Flachs von Árva Leinen und tragen es im ganzen Lande umher. Die Weißkrämer unter den Slowaken erreichten

sogar das Moldaugebiet und die Walachei in Rumänien, und drangen bis zu den Kroaten und Serben vor. Ihr eigenartiges Leinen wurde von den Einwohnern des kleinen Dorfes Bobró im vergangenen Jahrhundert sogar nach Bulgarien, dem Moldaugebiet, ja selbst nach der Halbinsel Krim exportiert. Auf dem Fluß Waag werden in großen Mengen Schindeln, Bretter und Holzgefäße befördert. Letztere werden auch auf Fuhrwerken und zu Fuß, auf dem Rücken transportiert. Der Slowake aus dem Komitat Árva durchstreift mit Branntwein, mit Öl, das aus den zarten Zweigen der Zwergtanne gepreßt wird, mit Zündschwamm und Draht das ganze Land und handelt mit Schwämmen, Heilkräutern und Haselnüssen. Es gab Slowaken als Schnitter, Sensenverkäufer, Händler mit Butter, Käse, Glas, heiligen Bildern, Wagenschmiere, Körben, Rechen, Töpferwaren, die zum größten Teil auf den hergebrachten, bewährten Strassen aus den Komitaten Árva, Trencsén und Turóc ins Land kamen. Der Buchbinder (»Knihár«) verfertigte den Dorfbewohnern Kupferbeschläge und Verschlüsse für ihre Bibeln. Das Ungartum des Grantales empfing die slowakischen Schnitter aus dem Großen Fatragebirge, die zunächst zu Weihnachten herunterkamen, um sich »anzubieten« und dem ungarischen Bauer und Landwirten Gerátholz, Bretter und Stangen versprachen, die er erhalten würde, wenn er sie in seinen Dienst aufnehme. Diese Erzeugnisse wurden im Herbst geliefert, wenn in die verborgenen Dörfer in den Bergen der Getreideanteil den Slowaken hinaufbefördert wurde. Am Ende der geleisteten Arbeit wurden die Slowaken von der Wirtsfrau mit dem »Erntekuchen« entlassen. Kam der slowakische Schnitter aus seinen Bergen unter die Ungarn herunter, so »warf er seinen Anzug von sich, weil er sich schämte, in ihm herumzugehen«, — hörte ich in Mohi (Komitat Bars), wo Zoltán Kodály die schönsten ungarischen Volkslieder sammelte.

\*

Bereits im 16. und 17. Jahrhundert wurde im ungarischen Oberlande eine großzügige Safranproduktion betrieben. Besonderen Ruf genoß der Safran von Turóc und Nyitra, der im ganzen Lande überall verbreitet war. Die Safranhändler erschienen im Herbst, vor dem »Sautanz«, und brachten außer Safran auch Pfeffer, Kümmel und andres Gewürz mit. Sie standen bei den Ungarn in hohem Ansehen. Denen, die Lager begehrten, gaben sie in den Zimmern der Häuser einen guten Platz, während sich der Drahtbinder und Glasermeister mit der Ruhestätte begnügen mußten, die ihnen im Stall zugewiesen wurde. Vorher aber wurde ihm seine Pfeife, sein Tabak, die Zünder und früher der Stahl abgenommen, aus dem er Funken schlug, damit er nicht zufällig einen Brand entfache. Alle aber waren sehr verläßliche Kundenträger und wurden auch oft zur Übermittlung von Nachrichten benützt.

Kennzeichnende Gestalten sind die aus dem oberen Teil des Komitates Zólyom stammenden sog. »Csipkaren« (»csipke« bedeutet ungarisch Spitzen), die mit geklöppelten Spitzen, Scheren und Kämmen das ganze Land bereisten. Sie kamen selbst nach Rumänien, in die Walachei und ins Moldaugebiet. Aus dem Komitat Turóc kamen auch die »Olejkaren« (»Olej« bedeutet slowakisch Öl), die zu Beginn des 18. Jahrhunderts anfangs nur Öl verkauften, später aber mit Heilmitteln verschiedenster Art das ganze Land,

ja auch ganz Europa von Schweden bis zur Türkei durchzogen. Am Ende des 18. Jahrhunderts durchstreiften etwa 3000 Ölquacksalber Europa, alle aus Ungarn. Mußte es sein, so zauberten sie Liebe aus der Wurzel eines stinkenden Gewächses, betätigten sich als Wahrsager, die die Zukunft deuteten, hypnotisierten und verkauften das Schweinfett als Balsam, dem die Kraft inwohnte, Bären und Dachse zu vernichten. Es kam vor, daß sie sich nach einer »gelungenen« Vertilgung schädlicher Tiere öffentlich Dank sagen und ihre höchst erfolgreiche Tätigkeit sich amtlich beglaubigen ließen. Sie versorgten Oberungarn mit geschmuggeltem Tee. Es lohnt sich über ihr Leben aus einem einschlägigen Werk von J. Csippék folgendes festzuhalten: »Das Gemeinvolk Frankreichs, Hollands, der Schweiz und der benachbarten Länder hatte um 1780 ein solches Vertrauen zu ihrer Wissenschaft, daß sie oft auch brieflich um Rat angegangen wurden. Sie suchten die Türkei, Kleinasien, Rußland bis zum Kaukasus, Sibirien auf und drangen sogar bis nach China vor. Auf ihren abenteuerlichen Fahrten wurden sie von ihrer erstaunlichen Orts- und Sprachkenntnis geleitet. Unter den aus den guten alten Zeiten verbliebenen Ölhändlern gabs nicht selten solche, die fünf und sechs Sprachen beherrschten und auch lateinische Konversation zu machen imstande waren; solche, die die Stationen der wichtigsten Postverbindungslinien jeder Gegend auswendig hersagen konnten, dazu noch die dazwischenliegenden und dazugehörigen Dörfer, die in dieser Gegend wohnenden Gutgesinnten, Gönner und ähnliches mehr.«

Wir könnten bei dem Thema der verschiedenen Wanderer Karpaten-Europas noch lange verweilen, aus verschiedenen Gegenden noch manche aufzeigen, die größtenteils nach ungarischen Volksgebieten ihren Weg suchten. Die zwischen den rumänischen Lichtungen und Dörfern wandernden Hirten, Csipkaren, Getreidehändler, Fuhrleute, wandernden Buchbinder und andere Gewerbetreibende verbanden durch ihre ununterbrochenen Wanderungen die verschiedenen Karpatenlandschaften. Ihre Bedeutung kann nichts besser erhärten, als die Tatsache, daß durch systematische Sammlung der Volksüberlieferungen von heute noch unzählige Einzelheiten ihres Lebens ans Licht gefördert werden können. Sie sind auch heute noch lebende Gestalten, wenn auch manche von ihnen nur mehr in der Phantasiewelt des Volkes; das Volk in den Dörfern der ungarischen Tiefebene erwähnt immer wieder Slowaken, die Regen hervorzaubern, Ratten vertreiben können, Slowaken, die Kranke gesundsprechen, rumänische Hirten, die Besessenheit bannen, Schlösser öffnen und sonstige Zauberdinge vollbringen. Allmählich gestaltet sich zwischen den Bergen von Trencsén das alte Wanderleben zu einer Legende um, oder winken uns diese alten Wanderer aus einem Roman der neueren slowakischen Schriftstellergarde zu. Indessen birgt die Legende und das Märchen die Sehnsucht nach Wirklichkeit, der ererbte und durch die Kräfte der Natur bedingte und erzwungene Trieb des Wanderns. Die Volksbewegungen von Karpaten-Europa stellten natürlich nicht nur starre wirtschaftliche Beziehungen her, sondern auch vielseitige, heute noch zum guten Teil unbekannt oder wenig bekannte Bildungsablagerungen kamen durch sie zustande. Der volkliche Konservatismus der Völkerschaften Ungarns, der starr und unzugänglich schien, taute zunächst durch solche Bewegungen auf, wurde zugänglich und erweckte die Sehnsucht nach einer neuen, höheren Lebensform.

# DIE HANDSCHUHE DER KAISERIN

VON ÁRPÁD MARKÓ

Die »Berliner Börsenzeitung« brachte unter diesem Titel in ihrer Nummer vom 30. Januar 1943 von Friedrich Roth ein kleines stimmungsvolles Feuilleton. Roth erneuert die auch in Ungarn sehr bekannte Anekdote, nach der die Kaufleute eines Berliner Handschuhgeschäftes sich an dem Feldmarschalleutnant Hadik, dem es gelungen war, an der Spitze seiner Truppen bis Berlin vorzudringen und die Stadt zu brandschatzen, mit einer List rächten. Als er nämlich für seine Königin angeblich ein Dutzend Handschuhe forderte, packten sie ihm lauter Handschuhe für die linke Hand ein.

Wie wir später sehen werden, ereignete sich dies niemals in der Weise, wie es die deutschen und ungarischen Überlieferungen schilderten. Das erwähnte Feuilleton bringt jedoch das Handschuhmärchen in einer neuen, in Ungarn bisher unbekanntem Fassung. Daher halten wir es für nötig uns mit dieser Erzählung zu befassen und mit Hilfe der kriegsgeschichtlichen Angaben festzustellen, daß sich in ihr mehrere Irrtümer befinden.

Der Aufsatz schreibt über Hadik wie folgt: »Im Jahre 1760 war es so weit, als Friedrich in der Schweidnitzer Gegend operierte, daß die verbündeten Heere in Berlin einrückten. Nun mußte es sich erweisen, ob sich die junge preussische Staatsgemeinschaft bewähren würde oder nicht. Der König war im Begriff seiner Hauptstadt zu Hilfe zu eilen, sie zu entsetzen, es wurde aber nicht nötig; die Gegner zogen, geschreckt durch seine Annäherung, ab. Wie aber hatten sich die Bürger gehalten? Konnte der König, der erste große Sozialist, Diener seines Staates, ihrer sicher sein? Die Daheimgebliebenen hatten sich vor den Gewalttaten und Requisitionen, Kontributionen und Anmassungen stark gezeigt, erschüttert zwar, als das Zeughaus geleert, die Pulvermühle gesprengt, das königliche Schloß zu Schönhausen von den Russen in barbarischer Weise verwüstet wurde. Einmal freilich bekamen sie Gelegenheit, mit grimmem Humor, wie er dem Geiste des geliebten Königs entsprach, ihren aufgestauten Unmut zu entladen. Hadik, der General seiner Majestät, der Frau aus Wien, wie Friedrich seine Rivalin, die Kaiserin Maria Theresia, nannte, kam eines Tages in das Magistratsgebäude, fordernd, die Kaufmannschaft habe vierundzwanzig Paar Damenhandschuhe bester Qualität und ausgesuchtester Machart zu liefern. Einer der Ratsherrn wollte in gerechter Empörung aufbegehren, denn er sah zu gut die Absicht. Da beruhigte ihn augenzwinkernd ein anderer der Räte, Zunftmeister der Handschuhmacher,

Die Kiste mit den Handschuhen wurde wohlverpackt geliefert. Es kam aber anders, als erwartet worden. Gelegenheit fand man nicht, die Handbezüge persönlich zu übergeben. Hadik schickte sie durch Kurier seiner Herrin. Anstatt aber die schnell erwartete Danksagung zu erhalten,

blieb Hadik ohne Nachricht. Die Kaiserin hüllte sich in Schweigen. Auch die Bürger Friedrichs schwiegen, lachten insgeheim. Was war denn nur? Der Offizier seiner Majestät konnte sich keine Erklärung geben. Erst als der Krieg aus und für den Preussenkönig gewonnen war, hatte er Gelegenheit, durch die Indiskretion einer Kammerfrau Genaueres zu erfahren. Die Bürger aber lachten nun laut und herzlich. Sie hatten damals die verlangten zwei Dutzend Paar Handschuhe geliefert, aber nur auf die linke Hand passend. Die rechte mußte die Kaiserin freibehalten, meinten sie, um den Vertrag zu unterschreiben, den der große König ihr nach gewonnener Schlacht diktieren werde.«

Vor kurzem habe ich die Biographie des Generals Graf Andreas von Hadik beendet. Die Bearbeitung des umfangreichen, mir in den preussischen, österreichischen und ungarischen Archiven zur Verfügung gestellten Materials und der Fachliteratur, vor allem aber die Briefe des Generals selbst, die in der reichen Briefsammlung des kön. ung. Kriegsarchivs in Budapest aufbewahrt sind, ermöglichten mir Hadiks Verhalten bei der Berliner Brandschatzung ziemlich eingehend zu schildern.

Der erste Irrtum des Artikels besteht darin, daß er die Handschuhgeschichte in die Zeit der Erstürmung von Berlin um 1760 versetzt und mit der Zerstörung des königlichen Schlosses, und einiger Verwaltungsgebäude in Zusammenhang bringt. Die Truppen der Königin Maria Theresia besetzten Berlin während des siebenjährigen Krieges zweimal. Zum ersten Mal drang der Feldmarschalleutnant Andreas von Hadik am 16. Oktober 1757 an der Spitze seiner Division in die Stadt ein. Zum zweiten Male erhielt wieder er den Auftrag aus Wien zur Entwerfung eines Planes für die erneute Erstürmung Berlins im Sommer 1760. Er entwarf diesen auch, führte ihn aber nicht selbst aus, da er in dieser Zeit infolge der Kriegslage im Torgau-Wittenbergischen Gebiet unabhkömmlich war. Auf die Verfügung des Generals Daun, des Oberbefehlshabers der Königin, zog am 9. Oktober der Truppenteil einer der Armeen des General Lacy mit dem Heer der russischen Generäle Tottleben und Cerniscew zum zweiten Male vor die Tore von Berlin. Diese besetzten und brandschatzten die Stadt. Hadiks Handschuhgeschichte konnte sich somit nicht zu dieser Zeit ereignet haben. Auch erfolgte durch seine Truppen keine Ausbeutung und Zerstörung, kein einziges Gebäude der Stadt wurde beschädigt. Sie haben nur die unumgänglichen Lebensmitteltribute eingezogen.

Bei der ersten Erstürmung Berlins hatte Hadik die günstige Situation benutzt, daß Friedrich sich in der Gegend von Erfurt aufhielt, um die vom Westen her zu erwartenden Truppenbewegungen zu beobachten, während die in Schlesien befindlichen Truppen Karl von Lothringen und den Reitergeneral von Nádaszy festhielten. Er setzte sich mit einer etwa 5100 Mann starken Kriegsddivision von Elsterwerda aus in Bewegung und erreichte am 16. Oktober in der Morgendämmerung die Tore von Berlin. In den Morgenstunden sandte er einen Brief mit Tributforderungen an den Stadtmagistrat. Da er eine zögernde Antwort erhielt, begann er die Beschiessung der Spreebrücke und des Schlesischen Tores. Nachdem das Tor gesprengt war, stürmte er an der Spitze seiner Reiter in die Vorstadt und auf das Feld, das zwischen der Ringmauer und dem damals Köpeniker oder Kölner Vorstadt genannten Stadtteil lag. Hier sprengte er die auf die

Kunde seines Herannahens kampfbereit aufgestellten Truppen auseinander, die lediglich aus einigen schwachen zweitrangigen Garnisonsbataillonen bestanden. Da die Truppen Friedrichs und des Herzogs Moritz von Anhalt-Dessau noch mehr als einen Tagesmarsch entfernt waren, erklärte der Stadtkommandant, Generalleutnant von Rochow, der wohl wußte, daß er die Stadt gegen solche Übermacht nicht verteidigen könnte, Berlin für eine offene Stadt. Die Königin zog sich in Begleitung des Hofstaates und der Minister in das Schloß von Spandau zurück. Nach dem kurzen Kampf ordnete Hadik seine Truppen und obwohl er wußte, daß von einem weiteren Widerstand keine Rede sein konnte, zog er nicht in die Stadt ein, sondern führte seine ganze Division in den Mittagstunden auf das Gebiet außerhalb der Ringmauer. Hier schlug er sein Quartier auf, und erwartete den geforderten Tribut. Am 17. Oktober morgens um 5 Uhr, als Hadik bereits wußte, daß die vom preussischen König vorausgeschickten Truppen sich schon in gefährlicher Nähe befanden und seinen Rückzug auch abschneiden konnten, zog er in vollkommener Ordnung und Disziplin in der Richtung nach Köpenik ab. Erwähnenswert ist, daß die Bataillone der preussischen Garnisonsregimenter, obwohl sie keine Elitetruppen waren, in den heftigen und blutigen Kämpfen mit außerordentlicher Tapferkeit fochten. Der Beweis dafür ist, daß zwei Stabsoffiziere, Oberstleutnant von Lange, Major von Tesmar und 93 Mann fielen, 140 aber verwundet wurden.

Während Hadik sich außerhalb der Mauern von Berlin aufhielt, vom 16. Oktober mittags bis zum 17. morgens um 5 Uhr, gestattete er keinem seiner Leute den Eintritt in die Stadt, außer den Offizieren, die über den Tribut verhandelten und nicht einmal er selbst betrat sie. Wie er in seinen Erinnerungen schreibt, wollte er die Hauptstadt des preussischen Königs nicht zum Schauplatz sinnloser Plünderungen machen und hielt daher seine Soldaten stets unter strenger Disziplin. Durch diese Tatsachen allein wird die Legende, nach der Hadik den Magistrat persönlich aufgesucht oder die erwähnten Handschuhe in einem Handschuhgeschäft gefordert habe, hinfällig. Mit eiserner Strenge achtete er darauf, daß außer dem üblichen Geldtribut nichts aus der Stadt verschleppt werde. Wie er schreibt, war er dies dem guten Ruf der Armee Maria Theresias und der Achtung vor den von ihm geführten Truppen schuldig.

Die Ursache, daß im Zusammenhang mit Hadik dennoch die Handschuhlegende entstand, ist in einer deutschen Quelle zu suchen. Zum erstenmal erwähnt sie der Verfasser der 1802 erschienenen »Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges«, von Retzow. Er fügt jedoch hinzu, daß sie eine Anekdote sei. In einer andern, schon glaubwürdigeren Fassung finden wir sie in einer gleichfalls alten, 1802 verfaßten österreichischen Arbeit. In der für die Kadettenschule von Wiener-Neustadt zusammengestellten biographischen Sammlung lesen wir, daß Hadik, zum Zeichen dessen, daß er in Berlin gewesen sei, vom dortigen Magistrat zwei Dutzend, mit dem Stadtwappen abgestempelte Damenhandschuhe gefordert habe.

Aus diesen Mitteilungen scheint die ungarische Zeitschrift »Oberungarische Minerva« 1825 geschöpft zu haben, die in einem kleinen Aufsatz über Hadik berichtet: »Um Maria Theresia einen ritterlichen und

noblen Dienst zu erweisen, ließ er sich vierundzwanzig Paar feine Damenhandschuhe geben.« Viel später, im Jahre 1865, erzählt auch die ungarische »Sonntagszeitung« dasselbe, mit der Ergänzung, daß Hadik der Glaubwürdigkeit halber die Handschuhe mit dem Wappen der Stadt Berlin abstempeln ließ. Im Jahre 1881 beschäftigt sich ein Aufsatz in den »Mitteilungen der Ludovika-Akademie« mit den Kriegsoperationen Hadiks in Berlin und malt das Märchen noch weiter aus. Die Königin soll zu Beginn des siebenjährigen Krieges Hadik mit den Worten verabschiedet haben: »Haben sie viel Glück und bringen sie mir was aus Berlin mit.« Natürlich ist dies nur eine freie Erfindung. Bei dem Ausbruch des Krieges war Hadik gerade in Siebenbürgen und mußte von da aus Hals über Kopf durch Ungarn seiner vorrausgeschickten Brigade nacheilen. Er konnte sich somit von der Königin in Wien garnicht verabschieden. Die Anekdote über die Handschuhe wurde in den volkstümlichen Erzählungen immer phantastischer und märchenhafter und so verbreitete sie sich in weiten Schichten des ungarischen Publikums.

In den Aufzeichnungen von Hadik und in der kriegsgeschichtlichen Literatur über das Berliner Unternehmen fand ich keine glaubhafte Angabe über die Handschuhlegende. Hadik hatte mit der städtischen Verwaltung nur durch Vermittler verkehrt. Zuerst sandte er mit seinen Forderungen einen Trompeter zu dem Magistrat, nach der Schlacht seinen Adjutanten, Hauptmann Baron von Walterskirchen, mit einem zweiten Brief. Weder in diesen Briefen, noch in den Antworten des Berliner Magistrats findet sich auch nur ein Wort über die Handschuhgeschichte. Wohl hat die Stadtverwaltung, außer dem geforderten Tribut, auch noch einen sogenannten »Berliner Wagen« als Ehrengeschenk angeboten (die Berliner Wagen waren schon damals berühmt). Sie bat den ungarischen General auch darum, seine diesbezüglichen besonderen Wünsche mitzuteilen. Hadik nahm das freundliche Angebot mit Dank an und ließ auch ausrichten, wie das Äußere und Innere des Wagens beschaffen sein soll. (Der Wagen wurde etwas später tatsächlich gebaut, doch konnte ihn Hadik nicht mehr übernehmen. Er blieb in Berlin in der Fabrik des Herstellers. 22 Jahre später, im November 1779, ließ ihn die Stadtverwaltung versteigern, da die Erben des Fabrikanten die Gebühren für die Aufbewahrung forderten.)

Dennoch kennen wir zwei offizielle Schreiben, in denen auch die Handschuhe erwähnt werden, aber in keinem Zusammenhang mit Hadik. Das eine stammt von dem Obersten Baron von Ried. Dieser war beauftragt, die Übernahme des Tributes zu überwachen. In einem Brief an den Oberbürgermeister Kircheisen schreibt er über das Angebot des »Berliner Wagens« und nebenbei erwähnt er, daß er sich freuen würde, gelegentlich zwei Dutzend Paar Handschuhe zu bekommen. Das Original dieses Briefes ist in dem Archiv des Berliner Stadtmagistrates. Den zweiten Brief, der der Handschuhe gedenkt, schrieb der Gesandte des Herzogtums Braunschweig in Berlin am 22. Oktober 1757, also acht Tage nach dem Aufenthalt Hadiks in Berlin, an seinen Herren. In diesem Brief, dessen Original sich im Archiv des preußischen Generalstabes befindet, schreibt der Gesandte, daß Hauptmann Baron von Walterskirchen von dem Magistrat im Auftrag von Hadik zwei Dutzend Damenhandschuhe mit dem Stempel

der Stadt gefordert habe, um sie als Beweise nach Wien zu schicken. Daß zwei Offiziere Hadiks, die in der Tat über den Tribut mit dem Magistrat verhandelten, vielleicht auch Handschuhe verlangt hatten, ist wohl möglich. Indessen ist höchst wahrscheinlich, daß sie dieses Geschenk für sich selbst erbat. Hätte Hadik wirklich beglaubigte Handschuhe verlangt, um durch diese ritterliche Aufmerksamkeit der Königin seine Huldigung zu erweisen, so wäre davon unbedingt eine Spur in seinen Schriften vorhanden, da er sehr genaue und ausführliche Aufzeichnungen und Tagebücher führte. Doch auch Maria Theresia hatte diesen Fall gewiß entweder in ihren stets freundlichen Briefen an ihren Feldmarschalleutnant oder in ihren sonstigen Botschaften erwähnt. Aus ihren Schreiben geht klar hervor, wie sie für alles interessiert war, was mit der berühmten Kriegsoperation Hadiks zusammenhing. Hätte daher Hadik seine Aufmerksamkeit ihr gegenüber durch ein solches Geschenk erwiesen, so hätte sie dies in irgend einem Briefe sicher nicht unerwähnt gelassen.

Hadik war — wie dies Freunde und Gegner stets mit Anerkennung betonten — ein Mann von außerordentlichem Geschmack und ritterlicher Denkart. Dies bezeugen u. a. auch zwei Briefe. Gerade auf dem Marsch nach Berlin erbeutete einer seiner Soldaten in der Stadt Buchholz einen Silberkelch. Als Hadik dies erfuhr, beschlagnahmte er den Kelch und schickte ihn sofort seinem rechtmäßigen Besitzer zurück. Hievon zeugt der Brief des preußischen Generalobersten Buggenhagen, des Kommandanten der Nationalgarde in Kottbus vom 31. November, in dem dieser mit seiner Unterschrift und dem amtlichen Stempel des Bezirkes bescheinigt, daß er durch den Gemeindevorstand Lange aus Spremberg einen Brief und einen Silberkelch von Hadik erhalten habe, um ihn den Weisungen dieses entsprechend nach Buchholz zurückzuschicken. Dieses peinliche Ehrgefühl des ungarischen Generals wurde bald auch bei dem Gegner bekannt. Der preußische Oberst Fink schrieb in einer anderen Angelegenheit am 13. November aus Dresden einen Brief an Hadik, in dem er auch des Aufenthaltes von Hadik in Kottbus und dessen feinen, ritterlichen Benehmens seinem Schwiegervater, dem Generalobersten von Buggenhagen gegenüber gedenkt.

Legenden und Anekdoten haben in der öffentlichen Meinung meist ein längeres und zäheres Leben, als ernste und nicht romanhafte Tatsachen oder Ergebnisse der kriegsgeschichtlichen Forschung. Auch diese Handschuh-Anekdote im Zusammenhang mit Hadiks Berliner Unternehmen wird sich wahrscheinlich noch lange behaupten, sowohl in Deutschland, als auch in Ungarn. Indessen muß festgestellt werden, daß sie auf Grund der bisher bekannten und zuverlässigen Quellen nicht glaubhaft gemacht werden kann. Selbst wenn wir annehmen, daß Oberst Baron von Ried in der Tat im Auftrag des Feldmarschalleutnants von Hadik abgestempelte Handschuhe verlangt hätte, selbst dann dürfen wir die heitere Wendung der Erzählung von den Handschuhen nur für die linke Hand gewiß in die Welt des Märchens verweisen.

# HOLZFÄLLER, VOM WALDE KOMMEND ...

JOHANN BARTALIS

*Holzfäller, vom Walde kommend, künden eine große, neue Nachricht.  
Sie erzählen, daß es Lenz ist, denn die Schneeglöckchen erblühen.  
Überall füllen die Wälder blinkend warme Sonnenstrahlen  
und Schneeglöckchen decken ganz den Waldhang.*

*Holzfäller, vom Walde kehrend, künden überall die große Freude.  
Sie erzählen, daß junge Rehkitzlein entlang der ganzen Waldeshöhe  
weidend durch die Blumenhänge schwanken, daß der Wald vor lautem Vogelsange  
lächelt,*

*die Natur ist im Erwachen; eifrig eil' ich, alle Türen aufzumachen.  
Von den Dächern strömt das Wasser, gurgelnd läuft es durch die engen Rinnen.  
Und es weitet sich die Seele. Sang' mit voller Brust des Frühlings frisches Duften.  
Wie betäubt bin ich; die Pulse stürmisch schlagen; die Natur ist im Erwachen,  
denn der Lenz ist da!*

*Holzfäller, vom Walde kehrend, die erzählen wunderbare Zauberdinge.  
Wie ein rotes Freudenfeuer sinkt die Sonne in der Vögel Sängen  
und der Bäume Gipfel zeigen\* Knospen.*

*Holzfäller mit schwielen Händen haben dieses mir berichtet.  
Gott mög' ihnen es vergelten, sie sind gute, ehrenwerte Leute,  
Wie ein rotes Freudenfeuer löscht die Sonne in der Vögel Sängen  
und der Bäume Gipfel knospen. Gott mag euch die Freudennachricht  
reich vergelten, arme Wäldler.*

*Morgen werde auch ich mit euch in die Wälder ziehen.*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

# DA RUHEN SIE SO WUNDERSAM

DESIDER KOSZTOLÁNYI

*Da ruhen sie so wundersam,  
wo Roggen reift und Traube ;  
hier ruht die Ahne, da der Ahn  
im hellen Sommer-Staube.*

*Ich steh an ihres Bettes Rand  
und sinn' über das eine :  
was wollen nur mitteilen mir  
alt — Kosztolány's Gebeine?*

*Sie sind in tiefer, ferner Ruh!  
des Wurzelwerks Gewinde ;  
doch ich der Zweig noch, der sich regt,  
wie grünes Laub im Winde.*

*Auf ihrem drallen Grab gedeiht  
hochzeitliches Verwesen  
und unsterblich im Tod noch siegt  
ihr heiter — heiles Wesen*

*Sie sind nicht bloß Erinnerung,  
nicht schwanke Schatten-Glieder :  
es harrn auch heut des Auferstehns  
die halbgeschloßnen Lider.*

*Das Leben segnet ihre Gruft,  
weil Ahne, Ahn es priesen ;  
drum träumt er wohl von Lorbeerlaub  
und sie vom Duft der Wiesen.*

*Da ruhen sie so wundersam,  
wo Roggen reift und Traube ;  
hier ruht die Ahne, da der Ahn  
im hellen Sommer-Staube.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

# WARUM?

VON ALEXANDER MAKKAI

Gleich nach dem Morgengebet brachen sie auf von Baranyavár. Frisch war der Morgen, der Himmel eine einzige blaue Blume. Schon flammt im Osten goldene Glut, doch noch ist alles nur Morgenglanz ringsum. Myriaden Tautropfen, in Liebesglut entflammt, warten darauf, in der Sonne erobernder Glut zu vergehen. In langsamen Wendungen rückt das türkische Heer vorwärts zwischen den Hügeln, eine leuchtende Silberschlange. Wie wenn der aufgewehte Staub ihres geringelten Leibes milchiger Dunst wäre. Ganz zum Schluß, hinter den Staubwolken der vom Franzosenkönig gekauften dreihundert Geschütze reitet der Sultan, von den Lanzen seiner Leibwache begleitet. Um ihn her die Anführer, zu Roß. Sie reiten bis zum Gipfel des Hügels, wo sich breit die Ebene von Mohács dehnt. Der Tagesbefehl sprach von langsamem Vorwärtsdringen; erst um Mittag will der Sultan die Hügel erreichen, von denen aus man übersehen kann, wieweit sich das ungarische Heer entgegengewagt hat. Der letzte Überläufer hat gemeldet, daß das ungarische Feldlager samt dem König auf der Mohács-ebene stehe. Suleiman glaubt das nicht. Ist auch aufgebracht darüber. Hält die Worte des Spions für durchsichtige Irreführung! Ließ ihn auch drum in Eisen legen. Es tut nicht gut, den Kämpfer des Profeten beleidigend zu unterschätzen! Ein wahrer Stratege ist nicht geneigt, solche Dummheit zu glauben vom Volk der Hunyadys! Als würden sie die geschützten Hügel angreifen, und wie die Hamel sich zertreten lassen auf der Ebene! Wo doch zwei Tagereisen weit nach Nordwesten die waldige Hügelkette zieht, mit starkem natürlichem Schutz! Irgendwo dort wird die Schlacht sein. Für heute nur: Weitermarsch bis an den Rand der Ebene.

Darüber unterhalten sich auch die Anführer, Bég Báli, der Pascha Huszrei, die Führer der bosnischen Reiter, Großwesir Ibrahim, der die rumälischen Scharen befehligt und Pascha Behran, der Führer der anatolischen Spahis und der Lieblinge des Sultans, der Janitscharen. Wie es die Türken pflegen, wechseln sie feine, leise, behutsame Worte, immer mit einem Auge furchtsam das Antlitz des großen Sultans erforschend.

»Da es der erhabenste Padischah huldvollst beschlossen hat«, fuhr der schwarze schielende Riese Ibrahim fort, »stehen also die gottlosen Gjaren von hier aus zwei Tagereisen unterm Schutz der Waldhügel. Allah verderbe sie.« »Heut also schlagen wir das Lager auf den Hügeln über der Ebene auf. Heut mittag...« er schielte auf Bég Báli, beobachtete aber dabei den Sultan.

Suleiman saß auf prächtig gezäumtem rotschwänzigem weißem Hengst, ohne Panzer, in leichtem einfachem Rock. Den langen Hals weit vorgestreckt, den braunen harten Adlerkopf hochauferichtet, die Augen unbeweglich in die Ferne gerichtet, die schreckliche Rechte locker am Zügel.

»Wie der erhabene Padischah es bestimmt hat, so wird es sein« sagte Bég Báli und warf einen zitternden Blick auf Suleimans steinernes Antlitz. »Der

Spion hat fürchterlich gelogen. Aber das muß man sagen, bei seiner niederträchtigen Lügnerie kennt er die Seele der Gjauren gut!»

Kaum merklich zog der Sultan die Brauen zusammen. Staunend sahen die Anführer auf Bég Báli.

Er war klein, beweglich, mit scharfem Falkenblick, breit standen die Backenknochen auseinander, gelb war die Haut, die Augen schräg geschlitzt. Um seinen Mund fror ein unbarmherziges Lächeln. Der Sultan hielt ihn hoch, denn sein Geist war so rasch wie sein Arm. Noch ist er jung, Paschah kann er noch werden mit der Zeit.

»Denkt doch an Aga Husseins Bericht« fuhr Bég Báli fort. »Er war als Gesandter in Buda mit dem Friedensangebot des höchsten Padischah. Der Padischah wollte den Frieden. Was wissen wir, was der Padischah sonst noch wollte? Zweihundert Jahre stand Ungarn dem Glauben des Profeten im Wege. Im Wege, der zum großen Meer des Westens führt, durch die Länder der westlichen Gjauren, durch ihre Adern, der Weg des Ostens von alters her! Auch Ungarns Mutter ist der Osten. Auch unsre Mutter. Warum traten sie uns entgegen? Sie sagen, sie seien das Tor des Westens. Nicht doch: sie sind die Verräter am Osten! Haben sie nicht etwa Hussein gefangen genommen und so behalten und derweil im Abendlande um Hilfe gewinselt gegen uns, und gewartet, wer ihnen zu Hilfe käme gegen den Osten? Hat das Abendland sie jemals geliebt? Sie unterstützt? Was suchen sie also dort, wo jedes Volk sie nur haßt, höchstens nur sie glauben macht, daß sie mit ihrem Blute den Weg des Ostens verschliessen, vor denen, die in ihren steinernen Städten in Seidenbetten sich wälzen und auf den Schätzen der Erde hocken! Natürlich: Helfen kam ihnen keiner, und in ihrer Dummheit und Verblendetheit zogen sie sich den Zorn des Hohen Herrn zu!«

»Wozu denn das alles, Bég Báli, was redest du hin und her?« fiel ihm Paschah Huszrei ins Wort, »gib acht, daß du den Hohen Herrn nicht langweilst!«

Suleiman blickte mit unendlichem Gleichmut in die Weite. Nur sein Auge funkelte furchterregend. Bég Báli mit raschem Seitenblick: »Ich wollte ja nur sagen, das ist eben so ein dummes, mit Blindheit geschlagenes Volk, von dem kann man alles mögliche absonderliche erwarten. Man hat mir da von einem Kerl erzählt, dem hatten böse Geister den Verstand genommen, und er verliebte sich in ein Mädchen. Hatte dabei ein Ehefrau zu Haus, die ihm treulich diente. Die andre lachte ihn nur aus, hielt ihn wie einen Hund und der Narr verwundete sich selbst mit seinem Messer, damit sie sich an seinen Wunden ergötze! Nichts weiter wollte er, als sich töten ihr zuliebe! Des eignen Weibes Bruder redete ihm gütlich zu, bot ihm Vieles, daß er zurückkehre zu seinem Weibe. Mit Tränen bat er ihn, er möge zurückkommen. Der schlug ihm das Auge aus. Den ausgestreckten Arm, den Arm der Versöhnung, hieb er ihm ab! Er spie ihn an, als er nochmals kam. Da stieß ihm der andre das Messer in die Rippen, und er sang, mit letzter verlöschender Kraft Hymnen auf seine Zauberin und vergötterte sie im Sterben.«

»Ja,« fiel Behram ein, »sie essen ihr eigen Mark, es lebt keine Seele in ihnen. Der Hohe Herr braucht nur zu rütteln, und das Ganze fällt auseinander. Ihr König ist ja noch ein Kind — keiner hört auf ihn!«

»Hussein hat den Gjaurenkönig gesehen,« sagte Bég Báli, »er sagt, er schaue aus wie ein Mädlein in seinem Panzer. Dabei ist er wendig, voll Mut, ein guter Kämpfer. Es ginge überhaupt nicht so leicht mit ihnen, wenn sie nicht so verblendet wären. Wie Verliebte vernichten sie selbst einander. Wie Einarmige sind sie.«

Ohne jemanden anzusehen, sagte langsam, mit schweren Worten der Sultan :  
 »Der Spion hat dennoch gelogen !«

Lange, bange, angstvolle Stille — Bég Báli von neuem : »Der Spio 1  
 gelogen. Hat schändlich gelogen. Aber wenn sie dennoch — ich sag es ja nur  
 eben so — wenn sie uns dennoch auf der Ebene erwarten — auch dann verstehe  
 ich es. Sie haben es schon einmal so gemacht. Jawohl.«

Das Antlitz des Sultans war aufs Äußerste gespannt. Besorgt sahen die  
 Anführer auf den Bég. Schwüle Stille.

»Ihr wißt, daß ich von Tataren stamme,« sagte der Bég, »als Kind hörte  
 ich aus alten Sagen meines Volkes, daß unsre Vorfahren vor dreihundert Jahren  
 schon das Land der Ungarn angegriffen haben. Schon damals stand dieses Land  
 völlig auf dem Kopf. Die Großen fielen einander an, ohne Sinn und Verstand.  
 Sie haßten ihren König. Sie gehorchten ihm nicht. Der Fürst der Tataren nahte  
 sich ihnen mit Friedensangeboten. Ihr seid unsre Vettern, ließ er dem König  
 sagen, Söhne des Ostens wie wir. Wir stammen alle von *einer* Mutter. Kommt  
 mit mir im Triumphzug bis an das westliche Meer !«

Der Zügel verwickelte sich in Suleimans Händen, hochauf bäumte sich der  
 Hengst unter seinem Sporentritt. »Sie fesselten den Gesandten, töteten ihn.  
 Sie traten dem Osten entgegen, ihrer Mutter. Sie waren wie verzaubert. Der  
 Westen hat ihr Blut verdorben. Sie griffen das Tatarenheer an in der Ebene,  
 deren nachbarliche Hügel und Wälder den Tataren sicheren Schutz boten, sie  
 liefen in die Tatarenwaffen hinein, ließen sich in der Ebene mit Wagen ein-  
 schließen und ihr ganzes Heer durch Bogenschützen vernichten. Sie haben den  
 Verstand verloren !« lachte Ibrahim grell auf.

»Gewiß ! So ein Volk ist das : wartet nur auf die Minute, wo es sterben  
 darf ! Und wenn es ganz sicher dazu kommt, dann wirft es dem Friedliebenden  
 den Fehdehandschuh hin, zieht auf in langem, feierlichem Zuge, läßt seine Fahnen  
 wehen. Singend gehn sie dem sichern Tod entgegen, wählen sich den schlech-  
 testen Platz aus, und lassen sich niedermähen, als wenn es ein Festtag wäre !  
 Und als wenn sie alles voraussähen, blenden sie erst ihr *eines* Auge, mit dem sie  
 scharf sehen, verstümmeln *den* Arm, der sie aus der Gefahr zurückriße. Sie lassen  
 soviel vom eignen Blute, wie zum Leben nötig wäre und stürzen dann in tollem  
 Taumel dem feindlichen Stahl, der Vernichtung entgegen. Der Vernichtung  
 — die mit ihnen auch ihren westlichen Abgott vernichtet — weiß Gott — ich  
 wunderte mich nicht, wenn sie uns doch in der Ebene erwarten !«

Plötzlich, mit einem Ruck, wendet sich der Sultan zum Bég ; düster, viel-  
 sagend ist sein Blick. »Wenn der Spion gelogen hat«, sagt er langsam, jedes Wort  
 betonend, »so werde ich sie schlagen und mit ihnen Frieden schließen und mit  
 ihnen gemeinsam marschieren bis zum westlichen Meer. — Wenn aber der Spion  
 die Wahrheit gesagt hat — dann rotte ich sie aus, erbarmungslos. — Endlich  
 soll doch der Fluch ein Ende nehmen, daß der Osten dem Osten im Weg stehe !«

Tief neigte sich Báli Bég bis auf den Hals seines Pferdes. »Keiner versteht  
 so zu sterben, wie die Ungarn, Herr.«

Weiter fiel kein Sterbenswort. — Um Mittag erreichte Suleiman den Gipfel  
 der Hügelkette bei Nagynyárad-Kölked.

In der brennenden sengenden Mittagsglut glänzte das ungarische Heer,  
 achtundzwanzigtausend Ungarn in voller Schlachtordnung auf der Mohács-  
 Ebene, achtundzwanzigtausend mit wehenden Fahnen.

# DIE TÄTIGKEIT DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IM JAHRE 1942

Am 10. März hielt die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft ihre diesjährige Generalversammlung unter lebhafter Beteiligung von führenden Persönlichkeiten der ungarischen Öffentlichkeit und der Mitglieder ab. Einen festlichen Rahmen erhielt die Versammlung durch die ihr vorangehende Vortragsitzung, in der der Leiter des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest, Prof. Dr. Hans Freyer über das Thema »Friedrich der Große, ein historisches Porträt« sprach.

Jedes Porträt hat eine gewisse Grundfarbe — so begann der Redner — und es ist wichtig, daß diese Grundfarbe richtig getroffen wird. Ein Porträt Friedrichs des Großen muß in dunklen Grundfarben stehen. Nicht die hellen Tage von Rheinsberg und Sanssouci, nicht die glanzvollen Siege von Roßbach und Leuthen, so sehr sie die Nation begeistert und den Ruhm Friedrichs begründet haben, sondern die dunklen Tage von Kolin und Kunnersdorf führen an das Zentrum dieser Persönlichkeit heran. Das Urteil des Volkes hat da vollkommen das Richtige getroffen. Es sucht ihn nicht dort auf, wo er rasch siegt, sondern dort, wo er sich zäh verteidigt, wo der Krieg sein Schicksal geworden ist. Es liebt und verehrt ihn als den Ausharrenden, als den Geschlagenen und doch Unüberwindlichen.

Die seelische Art, die einem solchen Schicksal gewachsen ist, hat sich in Friedrich dem Großen ganz früh, bereits im Jünglingsalter gebildet. Eine wichtige Rolle spielt dabei die harte Erziehung durch den Vater; doch ihr kommt ein bewußter Wille zur Selbsterziehung entgegen. Schon in ganz jungen Jahren, als noch gar keine Verantwortung auf ihm lag, formte sich in ihm jene Mischung von durchhaltender Geduld und aktiver Energie, jene Fähigkeit einsam zu sein und alle Dinge mit sich selbst auszumachen, jene Gabe, auch in der Verzweiflung gespannt und erfinderisch zu bleiben, die die sittliche Leistung des »Durchhaltens« ermöglicht hat. Dieses Durchhalten hat den siebenjährigen Krieg entschieden; die mannigfachen Glücksfälle, die Friedrich zu Hilfe kamen, sind dem gegenüber nur wie kleine Zusatzgewichte, die die Waagschale vollends zum Sinken bringen.

Wie auch ganz dunkle Farben von innen her durchleuchtet sein können, so strahlt durch Friedrichs des Großen Leben, auch durch die ganz schweren Situationen, das Licht von Sanssouci: nicht als »Sorglosigkeit«, sondern als Fülle von geistigen Inhalten und Antrieben. Die Flöte hat er auch im Felde immer bei sich, und die Philosophie desgleichen. Aber »Sanssouci« bedeutet noch etwas andres. Es bedeutet — paradoxweise — die Sorge, nämlich die Sorge für ein ganzes Land. Es bedeutet die unablässige Arbeit für den Wiederaufbau des Zerstorten. Während des ganzen großen Krieges hat sich der König in diesem Sinne insgeheim nach Sanssouci gesehnt. Durch den Widerschein brennender Dörfer hindurch hat er beständig die Friedensarbeit gesehen, die auf ihn wartete.

Der tiefgreifende und gedankenreiche Vortrag Prof. Freyers, dem die Hörerschaft mit gespannter Teilnahme folgte, wurde mit aufrichtigem Beifall aufgenommen. Mit Recht wies Präsident Andreas von Tasnádi Nagy in seinen warmen Worten des Dankes auf die aufbauende und wahrhaft schöpferische Arbeit hin, die Prof. Freyer als Leiter des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest seit Jahren im Dienste der deutsch-ungarischen kulturellen Zusammenarbeit leistet und durch die er die aufrichtige Achtung und Liebe weiter Kreise der ungarischen Öffentlichkeit gewann.

Der Vortragssitzung folgte der amtliche Teil der Generalversammlung, in dessen Mittelpunkt der großzügige, umfassende Rechenschaftsbericht von Kön. Ung. Oberregierungsrat, Prof. Alexander von Kibédi Varga, dem unermüdliehen Generalsekretär der Gesellschaft stand. Wir wollen hier die wesentlichsten Abschnitte seines Berichtes wiedergeben.

»Ich habe über das vierte Arbeitsjahr unserer Gesellschaft Bericht zu erstatten« — begann Prof. von Kibédi Varga seinen Bericht. »Auch in diesem, an schicksalschweren geschichtlichen Ereignissen so reichen Jahre erfüllte unsere Gesellschaft ihre Aufgabe im Dienste der deutsch-ungarischen kulturellen und freundschaftlichen Zusammenarbeit mit unermüdlischer Ausdauer und hingebungsvoller Treue.

Eröffnet wurde das Arbeitsjahr durch die Reise des Präsidenten der Gesellschaft, Andreas von Tasnádi Nagy, nach Berlin. Einer Einladung des Präsidenten der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin folgend begab sich Andreas von Tasnádi Nagy am 15. Januar nach der Reichshauptstadt und hielt dort in der Aula der Universität einen Vortrag »Über den Geist der ungarischen Verfassung«, der mit großem Interesse aufgenommen wurde und lebhaften Widerhall erweckte. Sowohl er, als auch der Generalsekretär der Gesellschaft, der ihn auf seiner Reise begleitete, ergriffen die Gelegenheit, um die Fragen der deutsch-ungarischen kulturellen Zusammenarbeit, vor allem das Zusammengehen mit den im Reiche tätigen deutsch-ungarischen Schwesterorganisationen auch durch persönliche Besprechungen zu fördern. Diese Fühlungnahme wirkte sich in der harmonischen Zusammenarbeit mit den Schwesterorganisationen im Reiche im Laufe des ganzen Jahres überaus günstig aus.

Außer dem Präsidenten der Gesellschaft hielten in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin, Wien, München und Stuttgart noch folgende ungarische Gelehrten und Schriftsteller Vorträge: Prof. Béla Pukánszky über »Deutsch-ungarische Spannungen und Begegnungen«, Ministerialrat Géza von Paikert über das Thema »Wie der Ungar den Ungarn sieht«, Prof. vitéz Theo Surányi-Unger über »Deutsch-ungarische Wirtschaftsverflechtung in Krieg und Frieden«, Prof. Julius von Farkas über »Das Magyarenbild des Deutschlands im Wandel der Zeit«, Ladislaus Hoffmann über »Neue ungarische Literatur im Spiegel deutscher Übersetzungen«, Prof. Josef Deér über »Das Europabewußtsein der Ungarn« und Schriftsteller Lorenz Szabó über das Thema »Aus dem Leben eines ungarischen Dichters«. Den Vorträgen folgten musikalische Darbietungen von Werken Liszts, Bartóks, Hubays, Kodálys, Dohnányis, und Veress' im Vortrag der ungarischen Künstler Géza Anda, Tibor Biztriczky, Alexander Végh, Gyula Károlyi, Paul Kiss, Georg Vásárhelyi, Franz Albert und Ernst Dániel.

Auch der ungarischen Abende muß gedacht werden, an denen deutsche Schriftsteller und Künstler über ungarische Kultur und Kunst sprachen. Diese

Vorträge, die im Geiste der deutsch-ungarischen Freundschaft verliefen, trugen zur richtigen Erkenntnis ungarischer Kulturgüter sowie zur Steigerung der Sympathien für das Ungartum im Reiche wesentlich bei.

Alldies soll meinem Bericht wenigstens in knappen Umrissen vorausgeschickt werden zur Betonung dessen, daß die Arbeit, die von unseren deutschen Freunden zur Bekanntmachung der ungarischen Kultur und zur Steigerung der Sympathien für das Ungartum im Reiche in Berlin, Wien, München und Stuttgart geleistet wird, mit der Tätigkeit unserer Ungarisch-Deutschen Gesellschaft aufs engste zusammenhängt. Nicht nur dadurch, daß die Vortragenden in vielen Fällen von uns entsendet werden, sondern vor allem dadurch, daß die ungarnfrendliche Tätigkeit der Deutsch-Ungarischen Gesellschaften im Reiche eine Erwidierung unserer Gesellschaftsarbeit ist. Bei der Beurteilung der Tätigkeit unserer Gesellschaft darf dieser Umstand nicht außer Acht gelassen werden.

In der Veranstaltung unserer Gesellschaft fanden im Laufe des Jahres 1942 folgende Vorträge statt: am 5. Februar sprach Bruno Brehm über »Rußland«; am 13. April gab Heinrich George, Generalintendant des Schiller-Theaters in Berlin »Rezitationen deutscher Gedichte und ungarischer Gedichte in deutscher Übersetzung«; am 21. April behandelte H. Harmjanz, Prof. der Universität Berlin das Thema »Gemeinschaft und Kultur«; am 21. Mai sprach E. Franz, Professor der Universität Würzburg über »U. S. A., Japan, England«; am 3. Juni hielt Geheimrat P. Uhlenhuth, Professor der Universität Freiburg einen Vortrag mit Lichtbildern mit dem Titel »Über meine Japanreise«; am 9. Oktober sprach Walther Löbner, Professor der Universität Leipzig über »Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland«; schließlich hielt am 29. Oktober Dietrich von Jagow, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Reiches in Budapest einen Vortrag über das Thema »Die SA des Führers«.

In würdiger Weise beteiligte sich die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft auch an dem Programm der Festwoche anlässlich des 80. Geburtstages Gerhart Hauptmanns. Das Ungarische Nationaltheater brachte unter der Schirmherrschaft unserer Gesellschaft Hauptmanns »Iphigenie in Delphi« unter großem Erfolg zur Aufführung, wobei der Vorsitzende des künstlerischen Ausschusses, Prof. Béla Pukánszky, die Persönlichkeit und Kunst des Dichters in warmen Worten würdigte. Ebenfalls unter der Schirmherrschaft unserer Gesellschaft fand im Budapester Lustspieltheater die Aufführung von Hauptmanns »Veland« statt, in der die Titelrolle von Heinrich George gespielt wurde. Die künstlerisch vollendete Darstellung bleibt allen Freunden des deutschen Dichters in Ungarn ein unvergeßliches künstlerisches Erlebnis.

Neben den Vorträgen legte die Gesellschaft durch die monatlich veranstalteten Klubnachmittage auch auf den persönlichen Verkehr von Deutschen und Ungarn großes Gewicht. Für diese Klubnachmittage, die im Hotel »Hungaria« stattfanden, zeigte sich in breiten Kreisen stets reges Interesse, das mit der Zeit, selbst unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen, immer mehr zunahm. Im Rahmen dieser Zusammenkünfte fanden die Mitglieder der Gesellschaft Gelegenheit, sich mit dem Vorstand auszusprechen und auch die Mitglieder der reichsdeutschen Kolonie in Budapest, die unserer Einladung stets gerne Folge leisteten, konnten sich auf diese Weise wenigstens mittelbar in die Arbeit der Gesellschaft anregend einschalten.

Auch die unter der Schirmherrschaft unserer Gesellschaft veranstalteten Darbietungen von Kulturfilmen im Filmtheater »Urania« wurden in diesem Jahre fortgesetzt, obwohl sie — da das Material bei den gegenwärtigen Verkehrsschwierigkeiten nicht immer rechtzeitig eintraf — nicht in jedem Monat stattfinden konnten. Indessen zeigte sich für diese Darbietungen stets lebhaftes Interesse, ein Beweis dafür, daß sie einem lebendigen Bedürfnis dienen. Im Zusammenhang mit dieser Seite unserer Tätigkeit sei auch erwähnt, daß die Deutsch-Ungarische Gesellschaft in Berlin um die Zusendung von ungarischen Kulturfilmen ersuchte, um diese in Berlin der deutschen Öffentlichkeit darzubieten. Die Angelegenheit wurde von der Leitung unserer Gesellschaft den zuständigen ungarischen Stellen wärmstens empfohlen.

Die Stipendienaktion unserer Gesellschaft, die durch ihr Ehrenmitglied, Herrn Dr. Erich Lübbert und dessen Opferwilligkeit ermöglicht wurde, konnte in diesem Jahre wirksam weitergebaut werden. In dem Studienjahr 1941-42 gewährte die Leitung unserer Gesellschaft folgenden Ungarn den Studienaufenthalt in Deutschland: cand. jur. Ludwig Schmidt vollendete in München seine wirtschaftswissenschaftlichen und juristischen Studien, cand. jur. Koncz studierte in Wien, cand. jur. Nikolaus Tóth in München, Dionys Jakó besuchte in Cottbus die Textil-Hochschule, Chirurg Dr. Andreas Halasy-Nagy und Gymnasiallehrer Dr. Stefan Bartha setzten ihre Studien in Berlin fort. Über die Arbeit unserer Stipendiaten sprachen sich die Leiter der zuständigen reichsdeutschen Institutionen stets mit warmer Anerkennung aus. Zwei von ihnen, Ludwig Schmidt und Nikolaus Tóth bestanden an der Universität München auch das Doktorexamen mit bestem Erfolg. Im Studienjahr 1942-43 ermöglichte das Lübbert-Stipendium durch unsere Gesellschaft folgenden einen Studienaufenthalt in Deutschland: Dr. Stefan Arató, Komponist und Dirigent, besucht in Berlin die Hochschule für Musik, Dr. Johann Andrassy widmet sich in Wien Studien zum Außenhandel, Stefan Busa besucht in Cottbus die Textil-Hochschule, Dr. Elinor Hlaváts setzt an der Universität München ihre literaturwissenschaftlichen Studien fort, Eva Csipkay studiert an der Berliner Hochschule für Musik, Architekt Gyula Elischer widmet sich Studien zur Organisation der Bauindustrie und der Rohstoffbewirtschaftung, Ladislaus Kuharsky arbeitet in Leipzig auf dem Gebiete der Versicherungswissenschaft, die Architekten Franz Bánóczy und Viktor Aczél studieren in München, Berlin und Wien die neue deutsche Baukunst, Dipl.-Maschineningenieur Karl Szentkúthy setzt in Berlin seine Studien zur Feinmechanik fort. Ein neues Zeichen der Opferwilligkeit Dr. Erich Lübberts ist, daß wir die Anzahl der Stipendien in diesem Jahre von 6 auf 10 erhöhen konnten.

Auf der anderen Seite ermöglichte unsere Gesellschaft, gleichfalls durch die Lübbert-Stiftung, mehreren deutschen Stipendiaten einen Studienaufenthalt in Ungarn. Im Jahre 1942 konnten von unserer Gesellschaft folgenden reichsdeutschen Studierenden Lübbert-Stipendien erteilt werden: Maria Blohmke und Horst Dörken, die sich medizinischen Studien widmeten, Renate Hanff, die sich in Ungarn die Befähigung zum deutsch-ungarischen Dolmetschen erwerben will, Dr. Wolfgang Schlachter, der seine finnisch-ungarischen kulturellen Studien fortsetzte, Hermine Rothenstein, die die Hochschule für Musik besucht und Anton Waldmann, der volkswirtschaftliche Studien betreibt.

Besondere Stipendien zum Besuch des Sommerkurses der Universität Debrecen wurden aus eigenen Quellen unserer Gesellschaft an Fräulein Irmela Lüb-

bert, Fräulein Annemarie Weitz, Geschäftsleiterin der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin, Frau Weber, Geschäftsleiterin der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Wien, sowie Fräulein Renate Hanff erteilt. Auf diese Weise wurde ihnen Gelegenheit geboten, im Rahmen des Sommerkurses der Universität Debrecen die Lebensfragen und die bedeutsamsten Werte der ungarischen Kultur näher kennenzulernen. Außerdem bot der Aufenthalt der Geschäftsleiterinnen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin und Wien auch Gelegenheit, die wichtigsten Verwaltungsfragen unserer Gesellschaften zu besprechen.

Von den Ausschüssen unserer Gesellschaft sei zunächst der Wissenschaftliche Ausschuß unter dem Vorsitz von Universitätsprofessor vitéz Dr. Theo Surányi-Unger erwähnt, der im vergangenen Jahr die Schriftenreihe »Ungarische Studien« in deutscher Sprache eröffnete. Diese Arbeiten ungarischer Verfasser sollen dem deutschen Publikum in selbständigen Monographien über die Probleme des Ungartums und über die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Jahre sachlich und wissenschaftlich einwandfrei Auskunft erteilen. Bisher erschienen zwei Hefte der Schriftenreihe: »Die ungarische Stadt« von Franz Erdei und »Die soziale und wirtschaftliche Lage der ungarischen Arbeiterschaft« von Gyula Rézler. Neuere Hefte sollen in nächster Zukunft folgen.

Der Künstlerische Ausschuß beteiligte sich vor allem durch die Vorträge des Vorsitzenden, Universitätsprofessor Béla Pukánszky, bei verschiedenen Ereignissen des künstlerischen Lebens an der Arbeit unserer Gesellschaft. Der Hauptmann-Feier wurde bereits gedacht; außerdem aber soll hier — obwohl wir dadurch bereits auf die Ereignisse des Jahres 1943 vorgreifen — auch die Veranstaltung der Ausstellung »Kunst im Krieg« mit Gemälden deutscher und ungarischer Kriegsmaler erwähnt werden, an der sich der Vorsitzende unseres Künstlerischen Ausschusses gleichfalls beteiligte, und bei deren Eröffnung statt des Präsidenten, der wegen anderweitiger Inanspruchnahme nicht erscheinen konnte, Mitpräsident Geheimrat Stefan von Fáy, Staatssekretär im Kön. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, die Eröffnungsrede hielt. Die Schirmherrschaft dieser von unserer Gesellschaft veranstalteten Kunstaussstellung übernahmen von ungarischer Seite Kön. Ung. Ministerpräsident Nikolaus von Kállay, Kön. Ung. Honvedminister vitéz Wilhelm Nagy von Nagybaczon, von deutscher Seite Dietrich von Jagow, Gesandter des Deutschen Reiches in Budapest und der deutsche Militärattaché in Budapest, Generaloberst von Fütterer.

Der Jugendausschuß unserer Gesellschaft veranstaltete im Einvernehmen mit dem Abiturientenverein der Reichsdeutschen Schule in Budapest auch im vergangenen Jahr mehrere Kameradschaftsabende und trat auf diese Weise auch im Kreise der Jugend für die Ideen ein, von denen unsere Gesellschaft in ihrer Tätigkeit stets geleitet wird. Zum Vorsitzenden des Jugendausschusses ernannte der Präsident unserer Gesellschaft den Arzt Dr. Franz Csik, der dessen Angelegenheiten von den beauftragten Sekretären unserer Gesellschaft, Peter Kemény und Dr. Wilhelm Olti unterstützt leitet.

Von den Veröffentlichungen unserer Gesellschaft ist an erster Stelle die von Béla Pukánszky vorzüglich geleitete Monatschrift »Ungarn« zu nennen, die die Öffentlichkeit des Reiches in hochrangigen Aufsätzen über die wichtigsten Fragen des Ungartums in der Geschichte und Gegenwart orientiert und durch ihre Arbeit Achtung und warme Sympathien für Ungarn erweckt.

Auch die von dem Generalsekretär der Gesellschaft geleitete Schriftenreihe in ungarischer Sprache wurde weiter fortgeführt. Ihre Hefte bringen zunächst die Vorträge führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in unserer Gesellschaft hielten, und ergänzen auch auf diese Weise sinnvoll die Arbeit unserer Zeitschrift. Die zwischenstaatliche Arbeit der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, ihr Wille zwischen Deutschland und Ungarn eine ideelle Brücke zu bauen, kommt u. a. auch in diesen Veröffentlichungen wirksam zum Ausdruck.

Sodann gedachte Generalsekretär Prof. von Kibédi Varga der heimgegangenen Mitglieder der Gesellschaft, berichtete über den erfreulichen Zuwachs der Mitglieder, erstattete eingehenden Bericht über die finanzielle Lage der Gesellschaft, wobei er den Förderern und Gönnern dieser wärmstens dankte, und schloß seinen gehaltvollen Bericht mit folgenden Sätzen: »Unsere Gesellschaft begann ihre Tätigkeit im Frühjahr 1939; seitdem setzt sie ihre Arbeit im Dienste der von ihr gesteckten Ziele mit stets zunehmender Energie auch unter den immer schwieriger werdenden Verhältnissen unermüdlich fort. Als wir unsere Arbeit begannen, war es vielleicht selbst unter den Mitgliedern unserer Gesellschaft nur wenigen klar, welch bedeutsame Sendung wir auf uns nahmen. Die folgenden Jahre und Ereignisse aber rechtfertigten unsere Zielsetzungen und das Bewußtsein, daß wir durch die Pflege der deutsch-ungarischen kulturellen Zusammenarbeit, durch die Festigung und Vertiefung der seelischen Banden zwischen den beiden Völkern den eigensten Interessen des Ungarns dienen. In diesem Glauben, in dieser Überzeugung blicken wir dem neuen Arbeitsjahr entgegen.«

Der von tiefem Verantwortungsgefühl und unermüdlicher Einsatzbereitschaft zeugende Bericht des Generalsekretärs wurde von der Versammlung mit ungeteiltem Beifall, einstimmig zur Kenntnis genommen. Aus ihm geht überzeugend hervor, daß die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft ihre Tätigkeit in der Zukunft noch wirksamer ausgestalten und vertiefen wird.

# BÜCHERSCHAU

**SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH.** Einleitung von *László Cs. Szabó*, Aufnahmen von *Michael Erdődi*. Danubia-Verlag, Budapest-Leipzig, 1943. 120 S.

Der prachtvoll ausgestattete Bilderband faßt die Erinnerungen der Reise eines feinsinnigen Schriftstellers und Photokünstlers in dem durch den zweiten Weltkrieg Schiedspruch rückgegliederten Teil Siebenbürgens zusammen. *László Cs. Szabó*, der literarische Leiter des ungarischen Rundfunks, entwirft in seiner knappen Einführung ein lebensvolles Bild über Land und Leute Siebenbürgens, wobei er insbesondere auf die unverbrauchten Kraftreserven des Volkes um Kalotaszeg und der Szekler hinweist. Der knappen Einleitung folgen 24 Vierfarben- und 24 Einfarbenphotos, die die landschaftliche und volkliche Mannigfaltigkeit sowie den Reichtum Siebenbürgens im Rahmen ungarischen Lebens darstellen. Vor allem kam es dem Künstler darauf an, ein möglichst vollständiges Bild ungarischen Volkstums in Siebenbürgen zu geben. Auf diese Weise ist das Bilderbuch eine willkommene Ergänzung zu dem schönen Siebenbürgen-Band der Ungarischen Historischen Gesellschaft.

**UNGARNS LAGE IN KRIEGSEUROPA. WÄNDLUNGEN DER MITTELEUROPÄISCHEN FRAGE IM 20. JAHRHUNDERT** (*Magyarország helyzete a háborús Európában. A közép-európai kérdés változásai a huszadik században*). Von *Eugen Horváth*. Ausgabe der Ungarischen Außenpolitischen Gesellschaft. Budapest, 1943. 226 S.

Verfasser, Professor für diplomatische Geschichte an der Universität Budapest, behandelt in seinem letzten Werk die neuesten Wandlungen der ungarischen Geschichte und den Zusammenhang dieser mit den Ereignissen in der mitteleuropäischen Politik. In sieben fesselnden Abschnitten legt er die Richtlinien der europäischen Politik, die Politik der österreich-ungarischen Monarchie, die staatsrechtliche Stellung Ungarns, die Nachbarvölker, die Haltung der ungarischen Regierung, die Erben der Donaumonarchie sowie die Probleme des Donau-

raumes dar. Wohl untersuchte *Horváth* die weltgeschichtliche Lage Ungarns in der neuesten Zeit bereits in mehreren zusammenfassenden und mit wissenschaftlicher Gediegenheit ausgeführten Werken. Dennoch zeichnet sich sein neuestes Buch vor allen andern durch Gedrängtheit und klare Übersichtlichkeit aus. Der Band ist äußerst geeignet, die mitteleuropäischen Zusammenhänge der ungarischen Frage auch ausländischen Lesern zu beleuchten.

**PSYCHOLOGISCHE AUFGABEN DER NATIONALITÄTENFRAGE IN UNGARN** (*A magyar nemzetiségi kérdés lélektani feladatai*). Von *Gabriel Kemény*. Ausgabe der Zeitschrift »Láthatár«. o. Ö. u. J., 32 S.

Der unermüdlich tätige junge Publizist der Nationalitätenfrage in Ungarn untersucht in diesem Heft die psychologischen, geschichtlichen, sozialen, geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen der Volksstammesfrage, vor allem aber jene grundsätzlichen Richtlinien, die bei der Untersuchung der Lage in Ungarn anzuwenden sind. Die Arbeit zeugt nicht nur von der erfreulichen Vertiefung des Verfassers, sondern auch von dem Ernst, mit dem die junge ungarische Generation an das Volksstammesproblem herantritt.

**ZEHN STUDIEN ÜBER DEN BUCHDRUCK** (*Tíz írás a nyomdászatról*). Hungaria-Bücher Bd. 9. Hungaria-Druckerei. Budapest, 1942. 220 S. Mit zahlreichen Abbildungen.

Die durch ihre prachtvollen bibliophilen Veröffentlichungen wohlbekannte Hungaria-Druckerei feiert mit dieser Veröffentlichung die sieben Jahrzehnte ihres Bestehens. Sie ergreift diese Gelegenheit, um in einem Sammelbande die besten Fachleute in Ungarn über die gegenwärtige Weltlage des Buchdrucks sprechen zu lassen. Nach dem kurzen Geleitwort von *Stefan Bárczy* behandelt *Josef Fitz* die Anfänge des Buchdrucks, *Paul Szentkúthy* die Buchillustration, *Ludwig Kozma* die Stilwandlungen der Schrift im Lichte der Baukunst, *Felix Durand* das Papier, *Géza Ferdinándy* die Papierformate, *Ladislav Bródy* die ver-

schiedenen Arten des Buchdrucks, Georg Haiman-Kner die ungarische Druckschrift von heute, Paul Boér den Druckstock, Stefan Magyary den Bucheinband und Emmerich Kner das Buchdruckergerätschaften. Der auf feinem Papier aus Diósgyőr mit Walbaum-Antiqua hergestellte Band ist ein Meisterwerk ungarischer Buchdruckerkunst von heute.

**RUMÄNISCHES LEBEN** (*Román élet*). Von Józsa Oroszhegyi. Herausgegeben von Alexander Biró. Kolozsvár, 1942. 158 S.

Der Band, der als Nr. 5 der von Elemér Jancsó redigierten Reihe »Siebenbürger Seltenheiten« erschien, enthält die Schilderung zeitgenössischen rumänischen Lebens von dem ungarischen Arzt Józsa Oroszhegyi, der 1860–62 in Altrumänien tätig war. Nach dem ausführlichen Untertitel gibt die Arbeit ein »Bild der natürlichen, geschichtlichen, gesellschaftlichen, religiösen, sittlichen Verhältnisse der heutigen Wallachei, die Schilderung ihres Verkehrs, der Sitten und Menschen«. Oroszhegyi, ein hervorragendes Mitglied der ungarischen Intelligenz, der nach dem Freiheitskriege von 1848 nach Altrumänien kam, gab mit dieser Beschreibung der rumänischen Geschichtsschreibung eine der wertvollsten Quellen aus der Feder eines Ausländers. Die Aspirationen der rumänischen Öffentlichkeit auf Siebenbürgen setzen bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, im allgemeinen aber ist die Stimmung noch ungarfreundlich und in der Oper in Bukarest empfängt man die Ungarn noch mit Hoch-Rufen. Die Aufzeichnungen, die von dem gediegenen Historiker Alexander Biró mit liebevoller Sorgfalt veröffentlicht wurden, enthalten eine Fülle von wertvollen Angaben.

**APPONYI.** Von Josef Kerékesházy. Verlag Singer & Wolfner. Budapest, 1943. 292 S. Mit 28 Bildern.

Dieses Buch, dessen Material der Verfasser bereits an der zehnten Jahreswende von Apponyis Tod zu sammeln begann, das aber erst unlängst erscheinen konnte, rief auf dem ungarischen Büchermarkt sowie im politischen und geistigen Leben mit Recht lebhaften Widerhall hervor. Gewiß erscheint die Gestalt Albert Apponyis inmitten der gegenwärtigen Weltlage als immer zeitgemäßer. Aus dem Sohn des Wiener Kanzlers von 1848 wurde der mutigste Vorkämpfer der ungarisch-nationalen Bewegung und der wortge-

waltigste Fürsprecher der ungarischen Sache vor der Weltöffentlichkeit. Es ist allgemein bekannt, mit welcher Autorität und Würde er vor dem Völkerbund für die ungarischen Interessen eintrat. In seinen Jugendjahren stand er im Banne der deutschen Sozialpolitik und um die Jahrhundertwende setzte er alle seine Kräfte für die Sicherung des zwischenstaatlichen Friedens ein. Auf diese Weise lernte ihn die Weltöffentlichkeit immer mehr kennen und mit Recht nannte ihn einer seiner Verehrer aus Amerika »den hervorragendsten Redner des Weltparlamentes«. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch war er an den Ereignissen der Weltpolitik oft in entscheidender Weise beteiligt und auch an seiner Bahre standen die hervorragendsten Persönlichkeiten der Weltpolitik. Es versteht sich von selbst, daß sich der ungarische Leser von heute wieder mit gesteigertem Interesse der Persönlichkeit Apponyis zuwendet.

**VOM KAISERLICHEN HEER ZUR NATIONALEN ARMEE** (*A császári armádiától a nemzeti hadseregig*). Von Olivier Eöttevényi. Budapest, 1943. 23 S.

Das kleine, dichtgesetzte Heft, das als Nr. 65 der Veröffentlichungen des Nationalen Klubs erschien, enthält einen Vortrag des geschäftsführenden Präsidenten der Ungarischen Außenpolitischen Gesellschaft, Olivier Eöttevényi und das daran sich knüpfende Diskussionsmaterial. Verf. geht von dem bekannten Satz aus, daß das Ungarum eine Soldatennation sei, und belegt diesen mit einem Gang durch die ungarische Geschichte, der in einer Würdigung der ungarischen nationalen Armee und ihrer Schöpfer ausläuft.

**GESPRÄCHE ÜBER DIE LIEBE. PSEUDO-ANTISTHENES** (*Beszélgetések a szerelemről. Pseudo-Antisthenes*). Herausgegeben von Karl Kerényi. Ausgabe »Sziget«. Budapest, 1943. 36 S.

Das für einen kleinen Kreis von Liebhabern des schönen Buches hergestellte Bändchen enthält den Dialog von Antisthenes, »Sathon oder die Liebe«. Die Ausgabe besorgen der bekannte ungarische Alphilologe Prof. Karl Kerényi und der durch seine Ady-Übersetzungen hervorgetretene Theodor Turcsányi. Das für die heutigen Verhältnisse ungemain schön und vornehm ausgestattete Buch ist ein Erzeugnis der Druckerei Hungaria.

## INHALT DES MAIHEFTES 1943.

DIE ZUKUNFT DER SZEKLER. Von <i>Josef Venczel</i> .....	225
KOLOZSVÁR UND DIE UNGARISCH-RUMÄNISCHEN KULTUR- BEZIEHUNGEN. Von <i>Ladislauš Gáldi</i> .....	231
NEUE UNGARISCHE ERZÄHLER. Von <i>Andreas Kovács</i> .....	240
WANDERER KARPATEN-EUROPAS. Von <i>Béla Gunda</i> .....	249
DIE HANDSCHUHE DER KAISERIN. Von <i>Árpád Markó</i> .....	254
HOLZFÄLLER, VOM WALDE KOMMEND. Gedicht von <i>Johann Bartalis</i> , übersetzt von <i>Árpád Guilleaume</i> .....	259
DA RUHEN SIE SO WUNDERSAM. Gedicht von <i>Desider Koszto- lányi</i> , übersetzt von <i>Gyula Garzuly</i> .....	260
WARUM? Erzählung von <i>Alexander Makkai</i> .....	261
DIE TÄTIGKEIT DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELL- SCHAFT IM JAHRE 1942 .....	264
BÜCHERSCHAU .....	270

### MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. *Josef Venczel*, Hochschulprofessor, Mitglied des Siebenbürger Wissen-  
schaftlichen Institutes Kolozsvár-Klausenburg.

Dr. *Ladislauš Gáldi*, a. o. Professor an der Universität Kolozsvár-Klausen-  
burg, Schriftleiter der Zeitschrift »Archivum Europae Centro-  
Orientalis.«

*Andreas Kovács*, Gymnasiallehrer, Schriftleiter, Érsekújvár.

Dr. *Béla Gunda*, Privadozent an der Universität Szeged, Leiter der volks-  
kundlichen Fachzeitschrift »Ethnographia«.

*Árpád Markó*, kön. ung. Oberst, Mitglied der Ung. Akademie der Wissen-  
schaften.

### UNSERE DICHTER:

*Johann Bartalis*, Bibliothekar in Kolozsvár-Klausenburg, Dichter der  
Szekler.

*Desider Kosztolányi* (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um  
die Zeitschrift »Nyugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Über-  
setzung zugänglich sind.

*Alexander Makkai*, o. ö. Professor an der Universität Debrecen, Erzähler.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

432469. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor *Anton Kárpáti*.

DIE SCHRIFTENREIHE  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungaricum fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkeleteurópai államok együtműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese)
6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békeben és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.* : Mozart.
12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a mógumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.* : A Főnök rohamosztaga (SA des Führers).

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*  
Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdődi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

SIEBENBÜRGENS VOLKSTUM

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

MICHAEL FAZEKAS: DER GÄNSE-HIAS

Übersetzt von *Árpád Guillaume* — Mit einer Einleitung von *Gyula Illyés*  
Mit Zeichnungen von *Desider Fáy*

In Vorbereitung:

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

UNGARISCHE KULTUR IM LEBEN DER NACHBARVÖLKER

UNGARISCHE SOLDATENBRIEFE

DAS UNGARISCHE VOLK IN DER UNGARISCHEN LITERATUR

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG